

Das neue Werk



15. 6.

3

3. Jahrg

1921.



Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis.

3. Jahrgang.

15. Juni 1921

Nummer 3

Inhalt:

Himmel und Erde. Von Gustav von Rohden	61
Noch hat niemand ein Lied gesungen. Von Theowill Übelacker	64
Der Kampf der Jugend um Kultur, Beruf und Neuaufbau des Lebens. Worte vom Schlichterner Pfingsttreffen. Von Wilhelm Hauer.	65
Christ und Kultur. Worte vom Schlichterner Pfingsttreffen. Von Fritz Verber.	73
Warum einzeln verlobern. Von Otto Salomon	77
Brief an die Neuwerk-Jugend. Von Georg Flemmig	78
Wie uns das Alte anschaut. Von Heinrich Euler	82
Aus Geschichte und Zeit:	
Christoph Blumhardt. Von Eugen Jäckh	84
Tatchristentum. Von Alexander Münch	95
Ein Wort aus der Theologia Deutsch	96
Ein Dokument aus der Kriegszeit	97
Ein Gruß der Quäker aus Amerika	99
Ein Gruß einer englischen Friedensgesellschaft	100
Jugendtagungen:	
Aus Briefen vom Schlichterner Pfingsttreffen. Von Erwin und Lea Horwiz	101
B.R.ler Tagung auf Burg Gleichen. Von Richard Mewyn	102

Um den Lesern des „Neuen Werkes“ den Aufsatz von Professor Hans Ehrenberg „Wir und Rußland“ zugänglich zu machen, der ursprünglich auf Wunsch des Verfassers für „Das neue Werk“ bestimmt war, versenden wir mit dieser Nummer das Buch „Osteuropa und wir“ zu für die Bezueher des „Neuen Werkes“ besonders günstigen Bedingungen. Wir bitten um Rücksendung, wenn jemand das Buch nicht behalten will.

Bezugs- und Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint im neuen Jahrgang in fünfzehn Nummern von je etwa 32 Seiten Stärke zum Preise von vierteljährlich durch die Post 6 Mark, unter Kreuzband vom Verlage 6,75 Mark, durch die Ortsvertreter der Neuwerkkreise und die Agenturen halbjährlich 11.00 Mark, zuzüglich Porto, nach dem Auslande halbjährlich 36.00 Mark. Einzelnummer im Buchhandel 3 Mark, für das Auslande 9 Mark. — Anzeigengebühr: Mark 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite Mark 85.00, für die ganze Seite Mark 160.00.

Neuwerk-Verlag, e. S. m. b. H., Schlichtern und Leipzig.
Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis.

Himmel und Erde.

Jesus verheißt zu Beginn seines Wirkens, die Seinen würden den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf und herab steigen auf des Menschen Sohn (Joh. I, 51). Mit Jesu Erscheinen ist also der Verkehr zwischen Erde und Himmel eröffnet. Nicht so, daß die Erdensohne nun eigenmächtig in den Himmel dringen könnten. Der überhebliche Kampf der Titanen endet stets mit deren Untergang — vom Turmbau zu Babel an. Nein, nicht von unten und außen her erreicht man den Himmel. „Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder kommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist“ (Joh. 3, 13). Der Himmel wird also nur von innen geöffnet. Nur des Menschen Sohn, der aus dem Himmel ist, nur wer im Himmel schon heimisch ist, hat den freien Zugang zum Herzen Gottes. Jesus gehörte von Haus aus dorthin, so treu er auch der Erde war. Er mußte von vornherein in dem sein, was seines Vaters ist, mußte bei Gott sein, war allewege im Himmel seines Vaters Hause heimisch. Sein Erdenleben war nicht nur eine einzige ununterbrochene Himmelfahrt, es war bereits ein Wandel im Himmel; es war in allen seinen Äußerungen der stete innere Verkehr mit Gott. Er gehörte durchaus zu Gott, war eins mit Gott.

Die Überlieferung der Glaubenslehre deutet diese Einheit des Menschensohnes mit Gott metaphysisch. Darin liegt gewiß ein tiefer Sinn. Aber wir verlieren uns mit solcher Betrachtungsweise nur zu leicht in dogmatische Abstraktionen, geraten in das Labyrinth erstarrter Formulierungen dessen, was einst quellendes Leben gewesen ist. Wir suchen aber das Leben selbst. Wenn die Engel hinauf und hinab fahren auf des Menschen Sohn, so haben wir mit diesem Bilde das Fließende, Unabgeschlossene, die Bewegung, das Leben vor Augen. Wir erkennen da ihn selbst in dem Quellen und Wallen seines frommen Gemüts, in seinem lebensvollen Austausch mit Gott. Sein Leben mit Gott war ein Gebetsleben. Der Weg nach oben, der Aufstieg auf der Himmelsleiter des Gebets war ihm geläufig. Durchs Gebet war alles bei ihm schöpferisches Leben, wirksame Bewegung, indem er beständig an Gottes Leben und Wirken Anteil nahm. Bewußt hielt er sich in stetem Einvernehmen mit Gott, einte er seinen Willen mit des Vaters Willen. Das war nicht einfach nur eine metaphysische Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit;

es war auch sittliche Freiheit, im Kampf mit der Versuchung erworben. Wohl konnte der Sohn nichts aus sich selber tun, sondern was er sah den Vater tun (Joh. 5, 12); aber es mußten doch auch immer wieder die Spannungen des eigenen Willens aufgelöst und in Einklang gebracht werden mit des Vaters Willen — bis zu dem letzten schweren: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

Dein Wille geschehe! Der Zusammenschluß von Himmel und Erde liegt nicht in einem die letzten Geheimnisse ergründenden Denken, auch nicht in einem harmonischen Gefühl, sondern in dem Zusammenwirken der oberen und unteren Welt, daß Gottes Wille geschehe, daß Gott sich durchsetze in der Welt. Und dies geschieht im Gebet: Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Daß Gottes Wille geschehe, soll unser oberstes Sinnen und Trachten sein, nicht in erster Linie, daß er von uns getan werde. Gottes Wille ist der Anfang, ist das Ziel; unser Wollen kommt ihm gegenüber gar nicht in Betracht. Beim Tun des göttlichen Willens hat der Mensch immer noch seine eigene Genußnahme, er spannt seine Kräfte, er übt seinen Willen; der Mensch selbst steht noch im Vordergrund. Bei der unbedingten Bejahung von Gottes Willen aber schiebt der Erdensohn völlig von sich ab und läßt Gott im eigentlichen Sinne den lebendigen und alleinigen Gott sein. „Dein Wille geschehe“ — da ist mein Empfinden, Planen, Wählen bedeutungslos, da frage ich nur noch nach des Vaters Willen und suche mich mit ihm in eins zu setzen. Nur wer ganz von sich selber und der Welt frei ist, kann das; niemand, als der völlig erlöste Mensch ist im stande mit ganzem Ernste zu beten: „Dein Wille geschehe“. Und umgekehrt, in dieser Bitte erleben wir unsre wesentliche christliche Freiheit, erfahren wir das neue Leben der Gotteskinder. Gott nimmt Besitz von unserm Sinn und Wesen, wir geben uns Gott zu eigen.

So dürfen wir, wenn auch nicht vom eigenen Tun, doch von der persönlichsten Tat bei der dritten Bitte sprechen. Dein Wille geschehe — das ist wirkliches Gebet, Anrede an ein Du. Das ist nicht resignierte Unterwerfung unter die höhere Macht, sondern die zielbewußte Hingabe an einen persönlichen heiligen Willen. Fromm war ja auch in ihrer Art die innere Einung eines Spinoza mit der naturhaften Weltordnung, seine Ergebung in die ewige Notwendigkeit; fromm in seiner Weise auch der bewußte freie Zusammenschluß eines Fichte mit der sittlichen Weltordnung, die heroische Aktivität, mit der er das Geschick zu zwingen, zu formen suchte. Aber Gebet war beides nicht. Mit Empfehlung der Bitte, daß Gottes Wille auf Erden geschehe wie im Himmel, zielt Jesus auf etwas ganz anderes. Die Erde soll den Himmel in sich aufnehmen, Menschliches und Göttliches sollen sich einen. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen und sie steigt von ihrem Weltentron“.

Noch ist die Erde nicht der Schauplatz der Verwirklichung des weisen und guten Gotteswillens; noch steht sie unter der Herrschaft widergött-

licher Mächte, der bösen Geister. Sie dient nicht Gott, sondern dem Mammon; sie macht den Bauch zu ihrem Gott und alle volksverderbenden Dämonen des Hasses, des Neides, der Rachsucht, der Lüge und Unzucht treiben fast hemmungslos ihr unsauberes Spiel auf ihr. Gott aber hat seinen Christus auf die Erde gesandt, daß er die Werke des Teufels zerstöre und allen bösen Rat und Willen, der uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen will, breche. In diesem großen Weltkriege wirken nun die Untertanen des Himmelskönigs mit durch das Gebet: dein! Wille geschehe. In dem Maße als die Menschen betend ihren Willen dem Willen Gottes einordnen, in dem Maße wird die gottfeindliche Macht in der Welt zurückgedrängt, wird die Erde mehr und mehr zum Herrschaftsgebiete Gottes gemacht.

„Dein Wille geschehe“, zielt also nicht in erster Linie auf das Erleiden, Erleben und Tun des Einzelnen, sondern auf das Werden des Gesamtlebens. Die Zustände auf Erden sollen sich dem Willen Gottes gemäß gestalten. Das himmlische Wesen, die Gesinnung der Reinheit und Bruderliebe, das herzliche Füreinander anstatt des Kampfes aller gegen alle soll auf Erden sich durchsetzen, soll hienieden so gelten, wie es in der Welt der seligen Geister gilt. Damit findet das Gebet um das Kommen der Gottesherrschaft seine bedeutsame Ergänzung und genauere Sinnbestimmung. Das Ideal des Reiches Gottes weist und zieht nach oben; erst im Jenseits kann es sich voll verwirklichen. Das Reich, das nicht von dieser Welt ist, scheint damit den Boden unter den Füßen zu verlieren, der Erde untreu zu werden, in ein Wolkengebilde sich zu verflüchtigen. So überlegen und selbstsicher aber auch diese Einwendungen gegen das Christentum immer wieder vorgetragen werden, so unrichtig sind sie doch — trotz der schwärmerisch-schwächlichen Christen selbst, die ihr Reich Gottes in ein „unkontrollierbares Jenseits“ hinüberschieben. Es liegt da ein übles Mißverständnis vor, eine ganz falsche Gegenüberstellung von Diesseits und Jenseits. Sehr verständlich allerdings vom Standpunkt des Diesseitmenschen, da für ihn eben ein Jenseits nicht vorhanden ist. Jedes Diesseitigkeitsideal schließt das Jenseits völlig aus; aber das Jenseitigkeitsideal schließt das Diesseits in sich ein. Das Jenseits hat für uns die Bedeutung, daß es die eigentliche tragende Kraft des Diesseits wird. Der Himmel umschließt die Erde, hält sie in richtigem Gang und Ordnung, bestimmt sie. Die viel belächelten alten Astrologen, die das Schicksal der Erde und der Menschenkinder aus den Bewegungen des Sternhimmels abzulesen suchten, sahen weiter und tiefer, als die kleinen klugen Hirne, die sich über den Himmel weit erhaben dünken: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Späzen“. Die Erde erhält sich nur dadurch in Ordnung, daß sie sich dem ewigen Gang der Gestirne einfügt; der Mensch kommt nur auf die Weise in Ordnung, daß er sich von dem Gesetz der oberen Welt, das in Natur und Geschichte sich auswirkt, bestimmen läßt. Wenn er nicht weiß

woher er stammt und wohin er geht, dann zerfließt sein Leben ins Nichtige. Er muß seinen Ursprung kennen lernen und sein Ziel, sonst verliert sein Dasein allen Sinn.

Himmelan schwing dich mein Geist,
denn du bist ein himmlisch Wesen
und kannst das was irdisch heißt,
nicht zu deinem Zweck erlesen.
Ein von Gott erleuchter Sinn
lehrt zu seinem Ursprung hin.

Der Himmel ist der Ort der ewigen Ordnungen Gottes; da waltet das unbeugsame Gesetz, da tront die Wahrheit und Gerechtigkeit. Die durch Ungerechtigkeit zerrüttete Menschenwelt kommt nur wieder zurecht, wenn Gott seine ernste leuchtende Himmelsordnung auf der Erde durchsetzt, wenn er seine Gerechtigkeit wieder bei uns aufrichtet. Damit wird dann für die noch höhere Kraft des Jenseits, für die Liebe, die Bahn frei. Die Gerechtigkeit entstammt der Liebe und zielt auf die volle Entfaltung der Liebe, des gnädigen und guten Gotteswillens. Das ist unsre große Erwartung des Kommens von Gottes Reich; durch die große Hingabe an Gottes Willen wirken wir mit an diesem Kommen: Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Himmel und Erde schließen sich zusammen. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt.

Noch hat niemand ein Lied gesungen,
den vor nicht alle Dinge verschlungen
und lange und treu und heilig behalten
am Grund der Gewalten —
und speit ihn der Erde „Geist“ wieder aus,
dann redet er alle Wahrheit heraus,
dann singt er mitten in Stürmen der Zeit
das Lied von der wachsenden Ewigkeit,
weil ihm die Welt ihren Namen sagt
den einen gewaltigen, der alles überragt!
Mensch knie wieder
vor Ehrfurcht nieder,
sonst stürzen in dich keine wahrhaften Lieder.
Was wir nicht sind,
das beten wir nicht —
Strahlender Wind,
o gib uns „Gesicht“!
Denn nur ein Mitgott durchschlägt die Schleier
zur ewigen Feier.

Der Kampf der Jugend um Kultur, Beruf und Neuaufbau des Lebens.

In der Jugendbewegung, sofern sie nicht Stimmung und Chaos bleiben will, erwacht immer spürbarer ein Zug zu den letzten Fragen: Welt, Geschichte, Persönlichkeit, Dasein überhaupt, und verborgen in all diesen, die Frage nach Gott und nach seinem Innesein in der Welt und in unserer eigenen Seele. Es ist als ob der Glaube, der in dem ewig sich Offenbarenden und Schaffenden, in Christus, seinen Ausdruck gefunden hat, gerade in der Jugendbewegung neu erstehen wolle.

Wir kommen von der Verneinung her. — Kultur? — Was ist sie? Manchen von uns hatte ein Ekel gefaßt, weil rings um uns kultur-fremde Spießbürgerlichkeit ihre feiste Hand mit den Dingen füllte, die man Kultur nannte, weil krasse Sinnlichkeit sich die Form der Schönheit zu geben versuchte. Ungezügeltes Triebleben und unsinniger Genuß hat sich „Kultur“ geschaffen, Geld und Gewinnsucht haben heute den Mantel der Schönheit umgeworfen, Halbgefühle und Scheingedanken haben tausendfachen Ausdruck gefunden im Kitsch. Und arm-seliges Menschentum greift so oft im Vertrauen auf künstlerisches Können nach dem Kranz der Schönheit, der ihm nicht gebührt. Und unsere Schaubauten und so viel Denkmäler? Lächerliche Großmannsucht hat sich umgeben mit geborgtem Glanz. Das Furchtbarste aber: Häßliche Selbstsucht hatte Kasten geschaffen, in die alles frische Leben eingesperrt und in denen alle Gemeinschaft eines Volkes erwürgt werden mußte. Das war die Kultur, wie sie sich so vielen unter uns darstellte, und wir empfanden diese Kultur als eine erdrückende Last. Wir erlebten die Tragik des freien Menschen, der in sich schaffende Kräfte fühlt, und der sich hineingezwängt sieht in einen Zusammenhang, in dem so viel Halbes, Unechtes, Verlogenes als Kultur Gestaltung gewonnen hat und ihn zwingen will, sich selbst zu verleugnen. Will man es uns verdenken, wenn besonders Feinbesaitete diesen Mißklang nicht mehr ertragen und die Kultur radikal verneinten. Zurück zur Natur, zur unmittelbaren Kindlichkeit, ins Reich der Träume, der Märchen!

Die Freude am Volkslied, das kunstlos und einfältig aus dem Herzen quillt und zum Herzen klingt, ist die edelste Regung dieser Abwendung von moderner Kultur. Sie ist auch die Regung unseres Tiefsten, unseres Hungers nach neuer, herzgeborener Kultur, in der Ewiges Mensch wird.

Wir sind satt der Verneinung, weil wir spüren, daß sie zur Verzarmung führt. Es geht uns die Ahnung auf, daß die Furcht vor Kultur im Grunde dasselbe ist, wie die schwächliche Verneinung der Natur, die gerade den Menschen der Jugendbewegung so zuwider ist, — Unfähigkeit, aus freier Selbstbestimmung heraus aufs Neue Stellung zu nehmen und neue, wahrere Beziehungen herzuschaffen.

Wir fragen und graben heute nach dem tiefsten Sinn der Kultur. Und da ist uns wieder die fröhliche und befreiende Erleuchtung geworden, daß der Gegensatz von Natur und Kultur eine Lüge ist. Wir bejahen die Natur von ganzem Herzen und wehren uns dagegen, daß man uns diese Natur — und damit meinen wir auch den menschlichen Leib — als ein dem Geistigen und Göttlichen Entgegengesetztes verunehrt. Wie wir aber ehemals um das Recht der Natur gekämpft haben, so hat heute in uns und unter uns ein stilles Ringen begonnen um Kultur im höchsten, persönlichsten Sinn. Die beiden sind uns die zusammenhängende Offenbarung Eines Wirklichen des Gottes, in dessen abgründigem Wesen Sein und Nichtsein, Werden und Vergehen, Leben und Tod beschlossen liegt.

Daß uns niemand falsch verstehe, als ob wir nun nach radikaler Verneinung zu schrankenloser Bejahung schreiten wollten und alles Seiende in der Kultur als gut anerkennen, weil es da ist. Nicht alles, was ist, ist wahr, ist echt! Auch heute noch und in alle Zukunft gilt unser Krieg der Scheinkultur, in der seichter Menscheng Geist und ungezügelter Triebe Gestaltung gefunden haben. Zivilisation, um dieses Schlagwort zu gebrauchen, ist uns auch jetzt noch zuwider, sofern darunter verstanden wird, eine Gestaltung des Lebens, die nicht aus dem tiefsten Erleben heraus geboren, gemußt, sondern in Oberflächhaftigkeit gewollt ist. Wenn der Kampf gegen sie am Stil der Kleidung und der Unterhaltung einsetzte, so faßte die Jugend mit sicherem Instinkte das Nächstliegende; manchen schien es das Außerliche, Unwesentliche, und vielen Stildogmatikern in der Jugendbewegung wurde auch diese Neugestaltung zu Sport, zu neuester Zivilisation, weil ihr Herz nicht in diesem Kampfe blutete.

Aber die wahre Bedeutung dieser Umgestaltung liegt viel tiefer, als die meisten ahnten. Es war ein Graben nach dem Urquell aller Kultur, ein starkes Gefühl davon, daß der lebendige Geist Form gewinnen muß aus dem Menschen heraus für und an dem Menschen und in der Gemeinschaft, daß die Form nichts Zufälliges, sondern etwas unbedingt Gemußtes ist, wenn sie echt, wahr sein soll.

Was ist denn der tiefste Sinn aller echten Kultur? Ist sie nicht formgewordener Geist Gottes, eine Fortsetzung der Schöpfung aus dem Geiste heraus über den Stoff und die Dinge wieder zum Geiste zurück, so daß der Kreislauf des Werdens sich schließt, und aller Stoff im Geiste hanget, wie das Wort und die Musik es am deutlichsten zeigen. Eine Schöpfung voll göttlicher Notwendigkeit und inneren Müßens und doch so anderer Art als in der Natur. Diese ist reines Werden ungewollter Art, ein stilles Herausfließen aus göttlichen Tiefen, formgewordener Allgeist, selig im Werden, ergeben im Sterben. Kultur ist formgewordene göttliche Persönlichkeit, die unter tausend Freuden und Schmerzen erst Gestalt gewinnt aus gottergriffenen Persönlichkeiten heraus. Zivilisation ist weder das eine noch das andre. Sie ist ver-

Krampfster, gottgelöster, artentfremdeter, ziellosstastender Menschengestalt, der in Zerrgebilden Form gefunden hat.

Überall in der Weltgeschichte drängt der Geist danach, Form zu gewinnen im Wort, im Ton, im Bild, im Stein. Ist das Schnitzbild des Afrikaners, das mit dem ganzen Herzen geschaffen wird, dem innersten Wesen nach anders als der Zeus des Phidias, oder die Madonna Raffaels? Der indische Tempel, dessen Steinmasse aus der Kraft gott-ergriffener Herzen emporspross, legt Zeugnis ab vom selben Geiste, der Gestalt sucht, wie der gotische Dom, den schaffende Seher dem Christus bauten. Überall ringt hier göttliche Persönlichkeit aus gestaltlosem Dunkel zum Lichte der Form.

Der tiefste Sinn der Kultur ist Christus, der Mensch werden will. Darum steht für uns in der Tat im Mittelpunkt der Kultur, tief genug gefaßt, Jesus, in dem dieser Christus am Herlichsten Mensch geworden ist, und erst von ihm her, aus dem Erleben seiner Persönlichkeit heraus, gewinnen wir Einsicht in das Wesen aller Kultur und eine Stellung zu ihr, die unser inneres Werden nicht zerreißt, sondern eint in gott-weltlicher Harmonie.

Wie Gott nicht allein zu bleiben vermag und wie sein innerstes Wesen ist, Gestalt und Form zu gewinnen und in Natur, in Menschen, in der Kultur ins Dasein zu treten, so kann auch unser eigener Geist, von ihm stets neu geboren, nicht anders als dem Christusgeist in allem, das er geschaffen, sich erschließen und beugen. Wir sträuben uns vor der Verengung unseres Lebens auf das sogenannte sittlich-religiöse Leben. Es will und soll die Welt, das ganze Dasein, alles Werden umspannen. Wenn wir vor einer Statue Michelangelos stehen, oder vor einem Bildwerk Raffaels, wenn Goethe und Shakespeare zu uns reden, wenn Beethoven und Mozart uns in das Reich der Töne heben, so erleben wir es dann und je, daß in all diesen göttliche Funken schlummern, Flammen des Geistes, die uns ins Herz springen und uns hineinziehen in himmlische Geheimnisse, wo Er uns offenbar wird. Und alles, was in uns göttliches Leben weckt, was uns umgestaltet zu himmlischem Sein, ist Kultur, denn es trägt den Gott in sich. Darum unsere freudige, rückhaltlose Bejahung der Kultur.

Zu diesem innersten Herz aller Kultur gilt es den Weg zu finden. Wir brauchen den sicheren Instinkt, der alles Echte fühlt, und das Unbedingte Wollen es zu bejahen, das Unrechte zu erkennen und abzulehnen. Hier aber hat die Jugendbewegung eine Aufgabe, die heute sonst keine Bewegung zu lösen vermag. Es ist nicht zufällig, daß sie von Anfang an stark ästhetisch und stimmungsmäßig eingestellt war. Sie war es aus innerer Verwandtschaft heraus mit den Menschen, die sich den Instinkt für den echten Schöpfergeist und seine Gestaltung am reinsten bewahrt hatten, den Dichtern und Künstlern. Sie spürten immer noch quellenhaftes, unmittelbares Leben aus ihrem Innern hervorbrechen,

während man im Bereiche der Religion sich schon lange daran gewöhnt hatte — weithin wenigstens — das Walten des Geistes als vergangene Geschichte zu betrachten. Darum fand die neue Jugend, die aus sich heraus leben und gestalten wollte, den Anschluß so viel leichter an Kunst und Dichtung als an Religion. Das mußte so sein. Ästhetisches Erleben, Stimmung aus Märchen und Volksliedern, überhaupt das Gefühlsmäßige gegenüber dem Verstandesmäßigen und dem Wollen mußte zuerst die Seele einmal wieder auflockern, mußte eine freie, chaotisch bewegte Atmosphäre des inneren Lebens schaffen, in der erst einmal der Instinkt für das Lebendige wieder aufwachen und sich entwickeln konnte. Es war ein Weg von außen nach innen, von der Erstarrung zum Leben, vom Gewordenen zum Werden, von dem Gestalteten zum gestaltenden Geiste.

Nun steht aber die ganze deutsche Jugendbewegung heute an einem Wendepunkt. Die Auflockerung hat sie geleistet, ihr Wille zum Chaos zur Ziellosigkeit hat bestehende Formen aufgelöst und die ganze Masse seelischer Gestaltungsmöglichkeiten in Fluß gebracht. Aber sie ist heute noch zu vegetativ; sie erwartet ein zwangsmäßiges Emporquellen schöpferischer Kräfte, geheimnisvolle Visionen durchaus neuer Gestaltungsformen aus dem eigenen Inneren heraus ohne bewußten und willentlichen Anschluß an das Kulturgut der Vergangenheit und an all das, was große religiöse Persönlichkeiten erschaut und gelebt haben.

Wie aber Kultur nur aus dem Innersten der Persönlichkeit heraus geschaffen werden kann, so kann auch die Stellung zur Kultur nur aus ihr heraus gefunden werden. Hier gibt es keine Regel, keinen Maßstab, keine Theorie, wie wir uns zu ihr stellen sollen. Die Lösung des Problems liegt in unserer Menschwerdung. In der Persönlichkeit allein tritt das Ewige herein in die Zeit, nur in ihr, ebenso wie in Gott, ist die schöpferische Einheit vorhanden, aus der formgebundenes Werden, das heißt Kultur springen kann, denn nur die von ihm ergriffene Persönlichkeit kann hineintreten in den großen Zusammenhang der göttlichen Seins- und Bildkräfte.

Das ist die Grundfrage: Ist die heutige Jugendbewegung imstande, solche ganze Menschen zu schaffen, eine Bewegung neuer Persönlichkeiten zu werden. Dazu braucht es den letzten tiefsten Willen zum Christus, das heißt zu dem Gott, der Mensch werden will. Wenn die Jugendbewegung den Weg zu ihm nicht findet, ist sie gewiß nicht umsonst gewesen, aber sie hat ihre Aufgabe verfehlt. In ihr vor allem liegt die Hoffnung einer neuen Kultur. Es ist dies nicht Anmaßung, aus der heraus wir das sagen, es ist die Ehrfurcht vor den Gewalten des Ewigen, die wir da und dort in der Jugendbewegung erfüllen und erleben. Darum ist die Frage nach der Zukunft der Jugendbewegung eine Schicksalsfrage für unser ganzes Volk.

Neugestaltung der Kultur ist also vor allem Neugestaltung des Lebens,

inneres Werden, Menschwerdung im göttlichen Sinne. Der Wille zu dieser inneren Form ist entscheidend für unsere Zukunft. Noch fehlt er weithin, ja er wird bewußt hintangehalten, aus Furcht vor unecht Gewolltem und Gemachtem. Darum ist auch die Stellung zum Beruf eine so unsichere. Wohl kaum irgendwo zerbricht der Beruf, in den wir hineingestellt sind, so oft, vielleicht auch so leicht, wie unter den Menschen der Jugendbewegung. Der Wille zur pflichtmäßigen Tat, das Gefühl der Verantwortung für das Ganze kann schwer gedeihen, wo der Zusammenhang mit dem Gewordenen so schwach ist, wie hier. Aber wenn nur durch die Persönlichkeit die Ewigkeit sich gestaltend in die Welt hereindringt, dann haben alle die, denen sie geschenkt wird die Berufung, sie in den Dienst des großen Werdens zu stellen. In wem Geist lebendig wird, der ist Gott verfallen, und wer ihm verfällt, gehört allen, gehört der Menschheit, ebenso wie Jesus. Wir sind dann nicht Atome, die ein sinnloser Wirbel herumjagt, nicht Einzelne, die sich in Abgeschlossenheit ihrer Gnadengabe freuen. Gott ist Einer und wer den Hauch seines Geistes verspürt, der wird hineingeführt in den großen Zusammenhang des Schaffens ohne Anfang ohne Ende. Wer dieser göttlichen Berufung sich entzieht, ist ein Mietling, ein Verächter der Menschen und Gottes. Das ist die Verantwortung derer, die Gott begnadigt, daß sie Gottgleich schaffen, nicht menschengleich fliehen und versagen.

Erlebt einer diese Berufung, so muß, so wird er sich einen Beruf schaffen, der ihn hineinführt in das Wirken für die Gemeinschaft. Kein Berufener, der sich nicht einen Beruf schüfe! Damit werden wir aber sofort hineingeworfen in einen ungeheuren Zwiespalt. So oft sind wir längst an einen Beruf gefesselt, ehe wir die innere Berufung erhalten. Wir sind in die Schule gegangen, haben unser Examen gemacht, sind hineingeschoben worden.

Dem Echten, der aus sich heraus leben will, kann dieser Zwiespalt zur ungeheuren Qual werden, und mehr als einer in der Jugendbewegung ist daran erlegen. Auch hier gibt es den Radikalismus der Menschen, die ihrem Beruf lebewohl sagen, aus innerer Wahrhaftigkeit heraus, wie sie behaupten. Aber wie oft steckt darin ein großes Stück Feigheit und loses Vagabundentum. Beruf möchte ich solange als Schicksal betrachten, bis er an der inneren Berufung zerbricht. Berufung nur schafft den Beruf, sofern er echt ist; sie nur darf ihn zerbrechen. Es muß vorher durchgehen durch schwerste Kämpfe. Gerade im Beharren zeigt sich oft erst der echte Streiter, setzt sich erst Gottes Wille durch gegen gottfernes, leichtes, niederes Menschenwollen. Blut und Tränen nur dürfen den neuen Beruf taufen. Dann aber ist er gottgewollt und du stehst im letzten großen Geheimnis alles Schaffens und aller Kultur. In solchen Menschen springt der Urquell alles Werdens auf, so wird dein Herz ein Tor, durch das immerdar Ewigkeit in die

Zeit, in dein Volk, in die Geschichte einfließt. Diese Berufenen, die ihren Beruf im Herzen tragen, sind es, die das Leben ausgestalten, denn der Mensch, der solches erlebt hat, will alles, nein muß alles, was er in sich trägt, in die Tat umsetzen.

So treten wir hinein ins Leben, willens als werdende neuzugestalten, eben aus dem heraus, was uns geschenkt wird und was wir selber sind. Uns trägt ein herrlicher Glaube hinein in diese Welt: Gott wirkt in ihr in allem. Wir machen ernst mit dem Paulinischen: „Gott alles in allem“ und zwar jetzt schon in der Gegenwart. Lernen wir nicht diesen Glauben von dem, der selbst im Verrat des Judas Gottes Walten sah? Oder haben wir ihn vielleicht falsch verstanden? Gott alles in allem! Gehen wir nach diesem Ausblick zu uns selbst zurück, sehen wir uns die menschliche Gesellschaft an, die Geschichte, all die schreiende Ungerechtigkeit in der Welt seit Jahrtausenden. Soll ich reden von dem Schwersten, das wir zusammen während der vergangenen sechs Jahre erlebt haben? Allzuviel Worte sind schon darüber gemacht worden. Die Welt, wie sie ist, straft unsern Glauben Lügen, und doch zerbricht er nicht, denn nur aus ihm heraus kann die große Befähigung springen zum ganzen Leben und zur Geschichte, nur in ihm fühlen wir die freie Sicherheit schaffender Menschen. Wahrlich nicht leicht ist uns dieser Glaube geworden. Wer käme sich mit diesem Glauben nicht zuzeiten vor wie einer, der eine schlechte Regierung verteidigt, wenn er von dem Gotte spricht, der in der Welt und der Geschichte sei. Ich gedenke eines Menschen, den in seiner Studentenzeit sein Weg zur Wohnung durch einen schmutzigen Stadtteil führte, in dem bleiche Kinder sich im Schmutze tummelten und wo ihm das Laster aus allen Winkeln ins Gesicht grinste. Hier war nicht Gott, hier schien das Böse Fleisch geworden, und hatte die Gewalt an sich gerissen über hilflose unschuldige Menschen, preisgegeben von dem, der sie ins Dasein gerufen. Und er fühlte sich hineinverstrickt in diesen großen Zusammenhang gottverlassener Menschen. Da faßte ihn eine verzehrende Liebe zu diesen Verstoßenen. Unter flackernder Laterne jammernd, stellte er sich auf die Seite der Menschen und schwur ihnen Treue in seinem Herzen. Gegen ihn aber, den Unbarmherzigen, schüttelte er seine Fäuste, brennenden Hasses voll wegen seines herzlosen Dreinschauens und Schweigens. „Gott alles in allem“, ja damals hatte er nur ein bitteres Lachen für diesen Glauben. Und doch: Wer schüttelte die Fäuste gegen den Himmel und woher stammte das Flammenmeer der Liebe, in das sein Herz tauchte? War es nicht gerade des Gottes Kraft, der durch Leid und über Sünden zur Vollendung seiner Menschen und der Welt schreitet, der Geschlechter opfert auf dem Altar des Daseins, dem selbst die Teufel und alles Böse dienen müssen, ja der letzten Endes — nur mit scheuer Ehrfurcht dürfen wir dies Ungeheure aussprechen — Gut und Böse bis zur Vollendung auf unfassbare Weise in sich trägt. Gott steckt in all

dem Leid, dem Unbegreiflichen, der Sünde. Sein Gang ist aus dem wüsten Stoffe mit seinen unbarmherzigen Gesetzen, aus menschlicher Willkür und Selbstsucht zum Reich im Geiste, in dem die letzte Harmonie alle Widersprüche aufnimmt und löst. Und wir, wir sind berufen das Böse zu hassen und zu bekämpfen, das Neue zu schaffen und in allem trotzdem Gott zu sehen. Dieser Glaube ist Freiheit, Erlösung, umspannt Welt und Geschichte, macht aus unserem eigenen Leben ein Ganzes, und schafft zugleich den großen Abscheu gegen alles, was wir im Innersten als gottwidrig erfühlen. Dies ist die göttliche Paradoxie der Welt und der Geschichte, die mit dem Verstande nie zu lösen, nur mit einem gottergriffenen Herzen im Tiefsten zu erleben ist. Vielleicht haben wir, wenn es uns in diesem Widerspruch ganz wohl ist, erst des Daseins innerstes Geheimnis erfaßt. So nur können wir, selbst erlöst von aller Zweifelt, befreit von allem Auseinanderreißen der Welt und des Lebens in Gott und Nicht-Gott, selbst Helfer, in aller Demut Löser werden der Gebundenen.

Solcherart ist der Anfang der Neugestaltung des Lebens. Nun erst haben wir Grund genug Gott und Welt, Natur und Geschichte, den Menschen und uns selber zu bejahren. Nicht in der schwächlichen, verwaschenen Art, die den Unterschied von Gut und Böse, Häßlich und Schön nicht mehr sehen kann, weil sie den Kampf Gottes mit sich selber nicht erlebt; sondern mit dramatischer Gewalt, die aus Disharmonie und Gegensatz zur Vollendung strebt. So erst wird uns das Leben eine Einheit, nicht mehr auseinandergerissen in Kultur und Natur, Religion und Sittlichkeit, Gott und Welt, Fleisch und Geist. Der Kampf, der innere Widerspruch bleibt, aber der Zwiespalt, aus dem Jahrtausende nicht herauskamen, ist umschlossen von einer großen Einheit, von Gott. Jauchzende Werden- und Schaffensfreude quillt uns aus diesem Glauben her.

Wo wir neugestalten und was wir anfassen, ist durchaus unwesentlich. Aber es muß das ganze Leben sein, vom Wort der Unterhaltung, von der Kleidung und dem Essen bis zum höchsten Gedanken und tiefsten Gefühl, aus einem Schauen, einem Wollen heraus, durch eine Persönlichkeit, in der Gott Wirklichkeit geworden, die ja sagt zum Dasein in seiner Ganzheit und seiner Fülle.

Schon einmal hat der deutsche Geist versucht, aus der Einheit der durchgebildeten Persönlichkeit das Leben neuzugestalten, wie vorher die Griechen und die Menschen der Renaissance, als Herder, Goethe, Schiller eine neue Kultur schufen. Aber ihr Tasagen zur Welt und ihr Gestaltungswille waren zu einseitig, zu eng, zu aristokratisch, und ihr Tasagen zum Quell aller Gestaltung und alles Werdens, zu Gott, war nicht kraftvoll genug. Die allerletzte, verborgenste Einheit aller Dinge hatte sie nicht überwältigt. Darum zerbrach diese Kultur in dem Werden der letzten Jahrzehnte, und sie vermochte und vermag das

Chaos nicht zu bändigen. Nur Gottergriffenheit kann hier Neues schaffen. Darum stehen wir sehrend vor dem Allerheiligsten, über das wir nicht reden wollen und dürfen. Aus ihm geht Neugestaltung hervor. Nicht in Worten, sondern in der Tat; und wenn du einem Kinde aus dem Tiefsten heraus eine Freude gemacht hast, hast du mehr zur Neugestaltung des Lebens beigetragen, als wenn du das schönste Buch schreibst, das nicht aus dem Tiefsten kommt. Hier liegt ein Geheimnis gläubigen Schaffens verborgen. Nur aus tiefstem Gottesleben stammende Gestaltung ergreift das ganze Leben und ist ein Stück Ewigkeit im zeitlichen Werden. Darum darf es für den neuen Menschen der Zukunft auch keine Kunst, keine Literatur, keine soziale und politische Reform mehr geben, losgelöst von der Erfahrung Gottes und seiner Welt. Die zünftigen Dichter, Künstler und Soziologen werden lächeln über solche Forderungen. Das kann uns nicht irre machen. Wir wollen das ganze Leben Gott unterwerfen, nicht nur das religiöse und sittliche, wie frühere Geschlechter. Darum müssen wir auch mehr in Gemeinschaft schaffen mit allen, in denen dasselbe verborgene Leben liegt. Es gibt heute keinen Messias, der allen das lösende Wort, die rettende Tat brächte; vielleicht kann es gar keinen geben, weil er mit tausend Augen sehen, aus tausend Mündern reden müßte, so umfassend, so verschiedenartig ist unser Wollen. Die Gemeinschaft, der allwaltende Geist, der in jedem Herzen anders wirkt, muß ihn vertreten. Durch das Geheimnis des echten Wortes und wahrer Tat geschieht Zeugung überall da, wo Leben auf Leben trifft. Die tiefe Selbstvergessenheit aller Schaffenden muß uns dabei umfassen. Wenn uns in unserem Wort oder unserer Tat noch unser eigenes Bild entgegenschimmert, sind es schillernde Seifenblasen, die in der Luft zergehen. Der Same, aus dem Frucht sprießt, fällt in die dunkle Erde und ist dem Sämann für immer aus den Augen. An dem Mangel an dieser edlen Selbstvergessenheit zerbricht immer wieder das gemeinsame Schaffen der neuen Menschen, und sie erhoffen das Heil von dem Messias, der alle zusammen bindet, von einem Menschen, statt vom Geiste. Auch diese Messiasucht treibt nach außen, aber nur der Weg nach innen führt zum Heile. Darum rede ich auch nicht einem verkrampften Wollen das Wort, sondern dem stillen Warten auf die Schöpferkraft des Ewigen, die in uns wach werden will. Nicht wollen, sondern durch sich wollen lassen, nicht fieberndes Sichabmühen, sondern urgründiges Geschaffenwerden. Wir strecken nicht die Hände aus nach fernen unerreichbaren Zielen, sondern heben sie flehend nach oben, für Gott selber zur Schenkung. Aus diesem Warten und Nehmen strömt Ruhe den Christusergriffenen. Sie schauen mit stillen, fröhlichen Augen in göttliche Hintergründe voll unendlicher Lichtfülle und Glückestiefen, aus denen augenblicklich neue Kräfte hervorbrechen können zu lebendigster Neugestaltung. Immerdar ist ja Gottes Sonnenschein und Sonnenkraft ausgegossen. Aber wir stehen im Schatten der Dinge

und der Worte. Wir wollen in der Stille heraustreten auf die weiten Fluren innerer Sammlung zu Ihm, vollkommenster Hingabe an den Schöpfergeist. Aus dieser Neugestaltung unseres Innersten folgt Gehorsam gegen das kosmische, das göttliche Wollen, Berufung und Beruf in einem, Neuaufbau des Lebens von innen heraus und Kultur als Offenbarung Gottes in allen Gestaltungen der Menschheit. „Gott alles in allen“. Gottes harren wir. Deiner harren wir! „O Gott, o Geist, o Licht des Lebens, man harret deiner nicht vergebens“.

Christ und Kultur.

Die Frage der Stellung des „Christen“ zur „Kultur“ ist heute für uns wohl die brennendste. Es ist dieselbe, um die es sich in dem mittelalterlichen Kampf zwischen Kaiser und Papst, in dem in aller Geschichte wiederkehrenden Kampf von Staat und Kirche handelt. Es ist die Frage, wie weit die letzte geistige Wirklichkeit die Welt der materiellen Wirklichkeit durchdringen soll, ob sie rein esoterisch nur für das Verhältnis des einzelnen zu Gott maßgebend sein, ob sie bei der Familienhaltung, ob auch Staat und Gesellschaft ihr untertan werden sollen. Das Problem schließt auch die bekannte Fragestellung „Entwicklung oder Katastrophe“ in sich; man wird es letztlich darauf zurückführen können: Was verstehen wir unter Reich Gottes?

Im Christentum können wir heute vier große leitende Ideen in dieser Frage feststellen. Die katholische hat wohl ihre konsequenteste Ausprägung in der *Unam sanctam* Bonifaz VIII. vom Jahre 1302 gefunden: auch das weltliche Schwert ist in der Gewalt der Kirche und wird von der Hand der Könige nach dem Wink des Priesters gezogen. Durch geschichtliche Gegebenheiten abgeschwächt, zieht sich der Grundgedanke doch wie ein roter Faden durch die katholische Soziallehre; das 1870 von Pius IV. dem Vatikanischen Konzil vorgelegte, allerdings nicht angenommene *schema de ecclesia* zeigt die Absicht, und auch in *codex iuris canonici* von 1917 klingt der Grundgedanke trotz der heute beliebten Praxis des „Dissimulierens und Tolerierens“ da und dort durch.

Im Luthertum ist das Definitivum das Weltende; bis dahin soll man glauben und dulden und sich innerlich von der Welt losmachen. Für Luther ist die Bibel (und zwar in der Ethik mehr der Dekalog als die Bergpredigt) die Norm für die Theologen, das römische Recht die Norm für die Juristen; „es sind zweierlei Reiche“. So wachsen auf diesem Boden die Lieder des Pietismus vom „Zammertal“ und der Hoffnung aufs Jenseits; hier entwickelt sich das kirchenpolitische System der Kirchenhoheit des Staates; „der Kirche ist lediglich die rein geistliche Erbauungs- und Unterrichtssphäre vorbehalten“. Nach Tröltzsch stellte das Luthertum, sowohl für die Entwicklung des absoluten Staats des 17. wie für die „Restitution“ des 19. Jahrhunderts die günstigsten Be-

dingungen durch seine Vergöttlichung der Obrigkeit und seine loyale Leidsamkeit dar.

Im Calvinismus mit seinem herben Fragen nach der „Ehre Gottes“ liegen doch im letzten Grund Wurzeln zum angelsächsischen Neokalvinismus, den wir heute sehr weltoffen sehen, mit einer starken Vermengung von Demokratie, Pazifismus und Reich Gottes und einem fortschritts- und entwicklungsfreudigen Glauben an das Christentum als die „Seele der Kultur“.

Die vierte große Linie, die sich durch die ganze Geschichte des Christentums durchzieht, ist die, die man zur Reformationszeit als „Taufertum“ bezeichnete. Christus ist hier nicht so sehr der Erlöser, als vielmehr das Vorbild; die Ethik sucht ihre Quelle in der Bergpredigt, im radikalen Ausleben der „Gebote Christi“. Hierher gehört wohl auch Tolstoj; wie dem Luthertum der Obrigkeitsstaat, dem Neokalvinismus Demokratie und Völkerbund, besonders homogen sind, so liegt hier die Versuchung sehr nahe, den ethischen Unterbau für radikale soziale und politische Strömungen abzugeben.

So viel zur Charakterisierung der geistigen Lage, in der heute dieses Problem steht. Wir Menschen vom „Neuen Werk“ haben bei diesen Lösungsversuchen das starke Gefühl des Unbefriedigtseins. Man rechnet entweder zu stark mit den Gegebenheiten und verliert darüber das Ziel aus den Augen; oder man übersieht die Gegebenheiten zu sehr und zerbricht drum an ihnen. Wir wollen jenen Theorien nicht unsere Theorie entgegenstellen, wir wollen uns auch nicht in krankhafter Selbstanalyse irgendwo einschachteln. Aber es handelt sich für uns, die wir von dem Hohenmeister Wahrheitsgelöbnis her nach einer kompromißlosen, wahren Lösung des Problems suchen, darum, die Punkte festzustellen, die uns bisher Gewißheit wurden. Wenn wir heute schon Fertige wären, wären wir Erledigte. So ist auch das Folgende nichts Letztes, Autoritäres, sondern Mitsuchen eines Mitringenden; dir, Bruder, Schwester, gebe ich den Block weiter, daß du ihn weiter behauen mögest.

Das erste, was uns feststeht, ist, daß ein Gott ist. Der hat Himmel und Erde geschaffen und alles, was darinnen ist. Aber die Welt ist nicht nur Produkt, sondern auch Objekt Gottes, Er lenkt noch heute die Welt, und so sehr an dem Chaos der Geschichte der Bahnsinn der Menschen schuld ist, so sehr sehen wir doch noch hinter Nacht und Fluch, daß alle diese Geschehnisse doch Gott dienen müssen und nichts sind als „der vom Fußtritt des Ewigen aufgewirbelte Staub.“ Auf diesen Fußtritt gilt es zu lauschen, will man fruchtbar Geschichte treiben.

Weiter: wie „jede Epoche unmittelbar zu Gott“ ist, so auch jeder Mensch: „Unser Herz bleibt unruhig, bis es ruht, Gott, in dir.“ „In Ihm leben, weben und sind wir.“ Von uns aus führt kein Weg zu Gott; aber wenn wir das einmal in seiner ganzen erschütternden Tragik gesehen haben, merken wir, „daß unser Bestes nicht unser an uns Bauen, sondern unser an uns Zerbrechen und das Warten unserer Armut ist.“

Der geistlich Bettelarmen ist das Reich Gottes, derer mit dem täglichen Sterben, mit dem täglichen Sichselbstverneinen, mit dem täglichen Unsinnen (Luthers 1. These!) im Herzen. Und die werden ganz stark getragen von der Treue Gottes; sie tragen ein großes, gutes Ja im Herzen; sie sind nicht „immer fröhlich, immer fröhlich“, aber getrost; darum gehen sie, die Schweigenden mit den starken Augen, dennoch freudig ihren Weg, den sie liebhaben, auch wenn er sehr schwer ist; Jesus nennt den Weg „Kreuz“. Und sie haben ewiges Leben, und von ihrem Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Sie sind das Licht der Welt und das Salz der Erde. Mit dem neuen Menschen bricht die neue Welt in diese Zeitlichkeit herein.

Aber sie können sich nicht der Sonne freuen, solange noch ein Bruder im Schatten sitzt; sie leiden mit und sehnen sich mit aller Kreatur, die ängstlich harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Ihre Not, ihre Tragik ist, daß sie das Heil sehen, und doch das viele Unheil im dunkeln Lande da ist. Und sie wissen, daß darum es dunkel ist, weil die, die das Heil sehen, nicht leuchten; und daß es nichts hilft, da etwas „machen“ zu wollen; sie bitten um Gnade, leuchten zu dürfen, noch mehr sterben zu dürfen. Und sie haben Ehrfurcht vor dem Leiden des Bruders, auch wenn er Deutschnationaler oder Spartakist, Corpsstudent oder Jude ist.

Ihr Weg läßt sich durch den Ausgangs- und Zielpunkt bestimmen: sie kommen von Gott, und sie gehen zum Reich Gottes. Wohl tragen sie das Reich Gottes inwendig in sich; aber sie wissen, daß erst dann das Reich Gottes voll ist, wenn kein Verbanntes mehr sein, wenn Er alles in allem sein, und der Tod, der letzte Feind, der überwunden wird, nicht mehr sein wird. Ob dies auf dem Weg der Entwicklung oder Katastrophe sein wird, mögen Zuschauer fragen; sie selbst wissen nur, daß sie still und bescheiden den Weg von Gott her zum Reich Gottes hin gehen müssen, und wenn es einmal ganz dunkel wird, bitten sie um noch mehr Gnade, und dann sehen sie wieder den nächsten Schritt. Wie sollten sie auch Gott ihre Geschichtsphilosophie oder Eschatologie vorschreiben wollen, sie, die so ganz von Seiner Barmherzigkeit leben?

Und wie das Verhältnis Gottes zu ihnen Liebe ist, die sie so unverdient wissen, daß sie sie Gnade nennen, von der sie stündlich leben, so ist ihr Verhältnis zum Nächsten, zum andern das der Liebe, die so wenig sich heiß und beahrend auf des andern Seele legt, so sehr nur in ihm Keime wecken will, so sehr weiß, daß in der Potenz, in der Möglichkeit in ihm der neue Mensch liegt und die Entfaltung neben dem Regen, den Schicksal und Leben ihm reichlich geben, auch ein wenig Sonnenschein braucht, den vielleicht ihr Händedruck ihm geben kann, daß diese Liebe Ehrfurcht ist.

Überall da, in jedem Berufe, wo ein Verhältnis der Ehrfurcht zum Nächsten möglich ist, überall da ist aufbauende Arbeit möglich, überall

da bist du, Bruder, Schwester, nötig. Wie unehrfürchtig ist unsre Behandlung der „Verbrecher“, ihre Absperrung, ihre Unschädlichmachung. Wohl werden wir Gericht und Strafen brauchen, so lange das Reich Gottes noch nicht voll da ist; aber wir wollen ehrfürchtig sein vor dem Leiden der Menschen, an dem wir alle mitschuldig sind. Und ich glaube an die Möglichkeit des ehrfürchtigen Strafrichters, und ich kenne ihn; aber schwer ist sein Weg, und die Spannung fast unerträglich. Und ich glaube, wir werden dahin kommen, daß einmal auf unseren Siedelungen herbe, starke, schweigende Menschen wachsen, die nicht dem Leben entflohen, sondern in all seine Tiefen tauchten und als Sieger hervorgingen; die werden den „Verbrecher“ zu sich nehmen; sie werden ihn nicht mithassen, wie es Lynchjustiz in Amerika oder in deutschen Revolutionen tut; sie werden ihm nicht die mechanische Absperrung unserer heutigen rationalen Strafanstalten zuteil werden lassen, sondern sie werden ihn mitlieben. — Und wie unehrfürchtig ist unser Verhältnis zu dem arbeitenden Bruder der die Arbeit tut, die das größte seelische Opfer verlangt, also die tiefste ist; ich meine die „geistlose“ Arbeit, sei es an der Revolverbank oder sonstwo, Vielleicht werden einmal die Begnadetsten von uns diese Arbeit des Opfers für die Brüder tun. Und solche Ehrfurcht verpflichtet uns zum Schreien gegen alle Unge rechtigkeit, wo sie sich zeigt. Und wir dürfen nur dann schreien, wenn wir selbst mit Hand anlegen können; darum wollen wir mehr arbeiten, lernen, studieren, als die, die Karriere machen wollen; wir wollen sehen, wo das Recht, die Wirtschaft, die Erziehung unehrfürchtig sind, und wollen Theorie und Praxis zu Rate ziehen, um es durch Ehrfürchtigeres ersetzen zu können.

Wie unehrfürchtig ist die kapitalistische, aber auch die sozialistische Wirtschaftsordnung; wie viel mehr Ehrfurcht liegt da doch selbst in den Genossenschaften des Mittelalters! Wir werden vielfach mit denen zusammengehen, die für politische Selbstverwaltung und Wirtschaftsdemokratie kämpfen; wir werden unser Volk und Vaterland, sein Eigenstes, ganz stark lieben; aber wir wollen darüber nicht die Ehrfurcht vor dem Bruder jenseits der Grenzpfähle vergessen, auch wenn es ein Franzose wäre; es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen uns und dem letzten Menschen; und wir können nicht in einem Winkel unseres Herzens Raum lassen für Unehrfürchtiges, ohne daß die Treue zu unserem letzten Selbst darunter leidet. Auf dieser Ebene liegt wohl die Hauptaufgabe der näheren Zukunft in der Erziehung, die nicht autoritär dem andern etwas mitteilt, sondern sich als Sprungbrett und Stufe benutzen läßt, damit der andere über ihn hinausbaue.

Aber all diese Dinge liegen im Provisorium; wir können in ihm nur solche Arbeit tun, die aufbauend ist, und werden alles Tun ablehnen, das von unten her kommt; wir wollen nie die Spannung verlieren, die daher rührt, daß wir nicht Bürger zweier Welten mit der dadurch

ermöglichtem Kompromißpolitik sind, sondern, daß unser Bürger-
tum im Himmel ist. Nicht Seele der Kultur, sondern Krise
der Kultur! Wir wollen Unruhe überall dahin tragen, wo noch mensch-
liche Sicherungen sind, wo noch nicht die Blickstellung auf das eine
große Ziel ist, das Reich Gottes. Wir glauben an die neue Welt, wir
glauben an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden. Der Geist,
von dessen Gnade wir leben, wird wie ein Sauerteig alles durchdringen,
bis daß es ganz durchsäuert ist. Und wir wollen nichts vorwegnehmen;
wir wollen in der Solidarität dem Neuen dienen; aber wir wollen uns
auch hüten, rasch Prolepsen festzustellen, wenn Menschen heut schon so
leben müssen, wie wir alle im Reich Gottes leben werden. Wie willst
du wissen, welchen Ruf er bekommen hat? Vielleicht wäre es für
ihn unehrfürchtig, noch irgendwelche Gewalt zu tun, und er kann nicht
in den Krieg gehen und nicht Richter sein. Wie willst du über ihn richten?

So bleibt uns dies. Wir kommen vom allmächtigen Gott her, schau-
ernd. Ihm müssen wir bedingungslos gehorsam sein; wir können das
auch so ausdrücken; wir müssen rücksichtslos offen sein für die Wahr-
heit (Joh. 18, 37), dann hören wir Jesu Stimme, die uns den Vater
offenbart: Seine Gnade. Drum sind wir ehrfürchtig vor den Brüdern.
Und Wahrheit und Ehrfurcht, demütige Liebe, sind die gefährlichsten
Waffen gegen alle Ungerechtigkeit. Und wir wissen uns im großen
Zusammenklang des Wachsens zum Reich Gottes hin, und das macht
stark und getrost. Ich habe von den Konsequenzen solchen Lebens nicht
gesprochen. Wir wissen, daß das Schicksal unseres dorngekrönten Bru-
ders das unsere sein wird. Aber wir wollen nicht davon reden; Konse-
quenzen sind für den, der von der Ursache her handeln muß, selbstver-
ständlich. Zuschauer mögen sich darüber unterhalten; wir, Tote auf Ur-
laub, haben dazu keine Zeit.

Ich glaube an die deutsche Jugend, die die Not ihres Volkes ganz tief
mitleidet; aber keinen Ausweg sucht in Haß und Rache. Ich glaube
an die Augen, die ich am Schlüchterner Pfingsttreffen sah. Bruder,
Schwester; wir wollen rücksichtslos treu sein und bitten, daß Er uns
den Glauben stärke; das ist uns not.

Warum einzeln verlodern
In dürftigem Brand:
Fackeln zusammen
Hand zu Hand!

Denn wer ein Feuer
im Innern spürt —
Wird durch die Glut
zu den Brüdern geführt.

Brief an die Neuwerk-Jugend.

Das Pfingsttreffen unserer Jugend, die diesmal auch einen innerlich ganz jungen Achtzigjährigen unter sich sah, liegt hinter uns; aber nicht wie eine Last, die wir los geworden sind, sondern wie ein Berggipfel im leuchtenden Maienlicht, auf den wir in reiner, labender Luft rasten und von dem wir einen hoffnungsfrohen Blick tun durften in ein fruchtbar' Land voller Schönheit und voll Friedens. Wer nicht gerade im Chaos die Bonne seines Lebens sieht, wird sich mit mir von Herzen gefreut haben über den Fortschritt, der gegen das Vorjahr zu verzeichnen ist, und nicht rebellieren gegen die Tatsache, daß Gott nun 'mal ein Gott der Ordnung ist. Die Antwort auf die Frage, warum wir von Zeit zu Zeit zusammenkommen müssen, ist ja bald gegeben: „Weil Papier halt ein so schlechter Wärmeleiter ist!“ Wir wollen mehr als eine papierne Gemeinschaft haben. Wir strecken Herzen und Hände nach einer Gemeinsamkeit, über die das Wort: „Ihr aber seid alle Brüder!“ nicht umsonst gesprochen sein soll, nach einer Weggenossenschaft, die Ernst macht mit diesem Wort um des willen, dessen letzte Erdenföge der Seinen Einigkeit war, und die eine Gemeinschaft unter sich erstrebt und ersehnt, die nicht genug damit hat, gedanklich und gefühlsmäßig untereinander verbunden zu sein, sondern versuchen will, in aller Freiheit von Menschenföge durch die Tat im Schweiß des Angesichts jenes durch Christus angebahnte Zusammenföhren der Menschen zu bewähren bis zum Teilen des letzten Stück Brotes, eine Gemeinschaft, die als einzige Schranke unter sich anerkennt die Achtung vor der Persönlichkeit des andern.

Wir hoffen, daß bei den Zusammenkünften unserer Jugend eine Saat in die Herzen ausgestreut wird, der die größte Kraft auf Erden, die Keimkraft, eigen ist und die in nicht ferner Zeit Tat-Frucht schaffen soll und wird. Wie? — das steht bei Gott. Die Christenheit wird eine bessere Gemeinschaft, als sie jetzt aufzuweisen vermag, wohl recht bald brauchen können. Ach, ist doch gerade dies Defizit jetzt so unsagbar schwer und verhängnisvoll! Um seinetwillen soviel Spott und Schande! Ohne einen besseren Zusammenschluß im großen und Kleinen wird sie ihre besondere Aufgabe auf Erden gar nicht ausrichten können, ohne jedes herz- und tatverbundene Handeln in einem lebensprühenden Geiste. Das Christentum ist zu matt geworden. Es scheint wie durchhaucht von einer „großmütterlichen Liebe“, die ihre Enkel füttert, betreut, bewahrt, und nicht mehr begabt mit jener werbenden, schöpferischen „Begeisterung“, jener Leidenschaft und Zähigkeit, jenem Trotz den Gewalten des Verderbens gegenüber, die es haben muß, wenn es seine eigenartige, besonders schwere und besonders herrliche Aufgabe unter den Menschen ausrichten soll. Ein Grund dieser Schwäche ist die Vereinzelung seiner Leute. Wie soll es heilend hinaus wirken können in

jene gewaltigen Mächte unserer Zeit, antreibend, umschaffend, kraftspendend sich betätigen auf allen Gebieten, wo man nach einer Kraft schreit, die dem freien, frohen, unbeirrbareren, schrittstärkeren, wurzelechten, einfachen, für alle vorhandenen Christusgeiste allein eigen ist, wenn nicht jene Heilung des Schadens von innen heraus und von unten auf erfolgt? Wem in den letzten furchtbaren Jahren neue Augen geschenkt wurden für die Welt im und um den Menschen — die Brille vor den wirklich neuen Augen läßt uns ganz gleichgültig — wer das Verderbenbringende der Kompromißwirtschaft zwischen dem Christusgeist und den Erdgeistern aller Art gespürt und sich entschlossen hat zur völligen Hingabe an den Willen des Meisters in allen Lebenslagen und zu entschiedener Nachfolge in Arbeit, Ruhe, Not und Tod, der stimmt gewiß auch dem zu: Christus allein soll Wegweiser sein!

Die Bindung an ihn gewährt und vermittelt in allem übrigen eine wunderbare Freiheit, eine Schrittstärkerheit, Einfachheit und Geradheit des Weges und Handelns, die unbedingt nötig ist. Es ist möglich, daß dies schon Widerspruch findet auch bei denen, die Christus nicht fern sind. Doch wir können und wollen nicht anders. Wir müssen klare Zielsetzung und ungemischte Triebkraft haben. Nicht, als ob nicht auch durch andere Menschen Gottes Strahlen in die Menschenwelt geleuchtet hätten und leuchteten, fällt doch jeder Regentropfen und Sonnenstrahl als eine Willensäußerung des All-Umfassenden und Ewigen auf die Erde. Es sind viele Menschen über die Erde gegangen, die Lebensstrahlen Gottes vermittelten, wir hören einen gewaltigen Chor solcher, denen sich Ewiges offenbarte; aber nur einer ist, der an das Herz Gottes führt: Christus. Viele wurden für eine Zeit gebraucht und auch verbraucht; wir sehen aber nur einen, den im Grunde alle ersehnen und alle verstehen, wenn er sich ihnen in seiner Reinheit und mit seinem wunderbaren Gottesgehorsam unverzerrt und ungehemmt nahen darf. Er ist der Einzige, dessen Wirken und Walten mit den Zeiten geht, weil er überzeitlich ist, dessen Kraft sich nicht erschöpft, sondern welche sogar noch sich auflösend und vergehend, wie Salz und Sauerteig — von Jesus gewählte Bilder — Lebensförderung schafft. Wir sind gewiß, daß aller Zeiten und alles Lichtsehns vollkommene Erfüllung durch ihn gefunden wird und das Reich Gottes in ihm festen Fuß auf Erden gefaßt hat. In ihm ist der Wille Gottes am reinsten und vollendet kund geworden. In ihm allein ist die ungeschwächte, umschaffende, erlebbare Gottesliebe in ihrer ganzen Fülle wirksam, und die zagende Christenheit selbst würde staunen über die sich vollziehende Wandlung in allem, wagte sie es nur selbst, die Mittel und Waffen, die ihr Meister darreicht, einmal wirklich zu gebrauchen. Freilich müßten dazu die verstreuten glimmenden Kohlen zu Feuern gesammelt sein und seine Leute in allen Völkern zu gemeinsamem Handeln Verbindung gewinnen, damit mit Macht und allen vernehmlich das namenlose Leid der Mensch-

heit, das sie sich selbst bereitet, Gehör finde: „Wir leiden, weil wir der Liebe wehren! Laßt Gott Herr über uns sein!“ Und dann ist nötig, daß mitten in der Christenheit Gemeinschaften sich sammeln, die zunächst unter sich und für sich „andere Wege“ zu finden wissen, die für sich die praktischen Folgerungen ziehen aus dem als nötig Erkannten. Der Weg derer um Christus führt wie aller Menschen Weg über die Erde; aber er ist und soll sein ein eigenartiger. Er ist schwerer als viele andere, aber auch herrlicher. Er bringt eine besondere Aufgabe. Wir würden stumme Hunde sein, wenn wir das nicht bekennen und betonen würden in einer Zeit, die in ihrer inneren Not abgenutzte heidnische „Weisheit“ neu aufpoliert unter die Leute zu bringen sucht. Die Gemeinde Jesu kann gar nicht anders als ablehnen, was dem Willen ihres Herrn entgegen strebt und seinem Geiste widerspricht.

Es wäre aber auch irre führend und hemmend, wenn sich zwischen ihn und solche, die in Entscheidungszeiten seinen Weg und seine Grundlegung des Neuen, werdenden suchen, Personen oder Geschehnisse drängten, welche in der Vergangenheit durch sein Wirken zum Sein und Tun gerufen worden sind. Wer ein fertiges, verflossener Zeit entnommenes Bild von dem hegt, was werden soll, hindert für sich leicht das Kommen des Neuen, durch Gott Gewollten, der so reich ist, daß er — keine Nachprägungen auszugeben braucht. Es ist sicher, daß zum Beispiel in unserem Volke kommende Notzeit eine hervorragende Bewährung der Christen in stillem, freiwilligen Verzicht fordern wird. Es wäre jedoch gewiß falsch, aus diesem Grunde einen Franz von Assisi in möglichst zahlreichen Exemplaren kopieren zu wollen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß Gott „original arbeitet“ und sich aus Menschen und Verhältnissen ganz neue, in das Zeitgewand gehüllte neue Werkzeuge schafft. Und wenn er dabei sogar von einer uns fremden Seite kommt, soll's uns nicht wundern. Er vermag immer noch sich aus Steinen Kinder höchster Glaubenskraft zu erwecken. Die Schar derer um Christus sollte aber ganz gewiß besonders dazu bereit sein. Nebenbei gesagt, ist ein arbeitsscheuer gebildeter Bagabund, der mit frommen Sprüchen durchs Land schmarozt, noch lange kein Franz von Assisi. Und dafür, daß wir Christus nicht kopieren, ist Gott sei dank gesorgt. Seinem Geiste entströmt ja die Kraft, die wir brauchen, und nur ihm. Es ist auch Reimkraft, deshalb braucht's in ihrem Bereich auch kein gewalttätiges Zerstören. Bei aller Aktivität gilt's, fein geduldig zu sein. Wir sehen's ja auf jedem Acker des Lebens, wie alles wächst und reift. Die Ekstatiker sollte man in — meinetwegen gepolsterten, goldenen — Käfigen halten, aber nicht öfter herauslassen, als etwa ein Gewitter kommt, und dann nur im strömenden Regen reden lassen. Das wird ihnen gut tun.

Wir können auch im Dogma das wahrhaft Verbindende unter den Christen nicht mehr erkennen. Wir achten jedes Wort,

in dem die Väter auf ihrem Wege ihrem Glauben und Erleben Ausdruck gegeben; aber wir wollen es nicht mehr Scheidewände aufrichten lassen zwischen den Menschen. Wir freuen uns jeder Übereinstimmung mit dem Finden vergangener Geschlechter, die im Lichte des ewigen Wortes ihren Weg wanderten, sind aber gewiß, daß der barmherzige Gott auch unsere Wege und die Kommender vor neuen Entscheidungen aus der Fülle seines stets gegenwärtigen Wirkens neu belichten wird durch das Licht, das uns wie den vergangenen Geschlechtern gleicherweise durch Christus leuchten will. Wir lieben unsere Kirche, fühlen uns aber innerlich auch mit allen anderen aufs innigste verbunden, die Gott aufrichtig suchen und ihre ganze Persönlichkeit dafür einsetzen, daß Sein Wille geschehe, Sein Reich komme. Wir wissen, daß Gottes Sache nicht in Gefahr kommt, wenn auf Erden ein Kirchturm wackelt. Wir wissen aber auch, daß gar mancher: „Gott und die Brüder!“ sagt und im Grunde nur Kirche und Kultus meint oder den Schöpfer des Alls preißt und dabei in Naturverehrung hängen bleibt und so weiter. Ist es nicht auch lächerlich, die alten Nationalgötter vergeistigt gleichsam wieder beleben zu wollen? Als ob der alte Wodan und seinesgleichen nicht dem Kinde von Bethlehem schon deshalb hätten weichen müssen, weil dieses größer, reiner, dem Menschen näher, auch den Elenden, nicht bloß den Herren, ein Helfer ist? Es ist auch quälend, zu sehen, wie viele auch auf dem Wege zu dem Christus heute wieder auf halber Strecke stehen oder in Peripherischem hängen bleiben. Es ist kein Lob für eine Jugend um Christus, wenn sie sich mit Tagore, Steiner, Keyserling mehr beschäftigt als mit dem schlichten, aber lebensprühenden Evangelium. Graf Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen“ trägt das Motto: „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“. Das klingt nach reichem Erleben, weitem Blickfeld und vollem Geldbeutel. Aber der Weg ist für die Kinder des Volkes in allen Völkern viel zu weit. Und was haben sie, wenn sie nach dem philosophischen Umweg nur bei sich angekommen? Ach, es hat schon manche „Schule der Weisheit“ gearbeitet, und während die „Weisen“ sich als Auserwählte an ihrer Quelle labten, verkamen Menschenmassen in Nacht und Not oder gingen — auf der Viehweide. Wollen und sollen aber nicht alle Leben gewinnen, das nicht vergeht? Und wenn ihr Steiners Bücher studiert, kommt euch da nicht auch manchmal die Frage: Ist das nicht auch wieder nur einer Schicht Auserwählter zugänglich? Was sollen die Ungezählten, auch Atmenden, Ringenden, Dürstenden damit, die nicht bloß — Gehirn sind? Und haben wir nicht das, was Tagore bringt, längst? Wir grüßen ihn, weil er uns erinnert an die verschlossenen Schatzkammern, in denen das reine Gold des Christus verborgen ruht. Münzt dieses und kauft mit ihm die Zeit aus! Leitet die Kraft der größten Liebestat des Ewigen, die eine Selbsthingabe ohne Selbstaufgabe aller erwecken und erzielen will, in alle Verhältnisse menschlichen Lebens und laßt sie nicht

nur einen religiösen Genuß vermitteln! Sie ist allen faßbar, die geholfen haben wollen; in jedem Menschenherzen ist eine Stelle, wo sie Wurzeln schlagen kann. Bleibt auch nicht in sogenannten Lebensreformen haften, die von außen her kommen! Doch grüßt jeden als Kampfgenossen, der gegen Entartungen des Lebens sich selbst einsetzt.

Und nun noch eins und nicht das Unwichtigste! Sucht einfache Menschen zu werden, die sich nicht fortwährend selbst analysieren und, weil sie geistig so reich sind, aus einer Krise in die andere fallen! Sucht Gemeinschaft mit schlichten, ernstesten Menschen und schaut ihnen aufs Maul, wie Luther sagt, und in die Herzen! Ihr werdet dann als Prediger nicht nur eure eigne Not auf die Kanzel bringen, sondern auch die der Vielen, weil ihr — sie kennt. Und auch als Richter wird euch solche Kenntnis nicht schaden und ihr werdet weise urteilen, weil ihr die Seelen derer, die ihr richten sollt, kennt! Es ist eine Kluft da zwischen den Menschen, die wenige sehen; sie offenbart sich schon in der Sprache des „Gebildeten“, die der „Unstudierte“ vielfach nicht versteht, was freilich nur übel ist, wenn beide miteinander reden wollen. Man hat mir erzählt, daß man an Hessens Universitäten Vorlesungen über die Psyche des Inders hören könne, aber die Psyche des hessischen Bauern sei denen, die nachher unter ihnen Wegweiser sein sollen, recht unbekannt. Ob's wahr ist, weiß ich nicht. Doch nun genug für diesmal. Grüß euch Gott alle miteinander!

Wie uns das Alte anschaut.

Das Alte, das alles hat, was wir noch nicht und nicht mehr haben, schaut mit Sorge und Hoffnung auf das Junge, das anders ist, als es sein sollte. Und das Junge kann dem Alten nichts sagen, denn es hat noch nichts zum Sagen. Und doch muß es gesagt werden, weshalb wir nicht mehr und noch nicht sind, was man von uns wünscht. Vielleicht in Bildern? Wir wollen's versuchen! —

Es war einmal ein Mensch, der brauchte einen Schreiner. Es war aber keiner da. So holte er sich einen großen Schreier und versuchte, ihm ein kleines „n“ einzusetzen. — Es war einmal ein Mann, der brauchte ein Hemd. Er hatte aber keine Leinwand. Da schrieb er ein „l“ an „eine Wand“. — Es war einmal ein Volk, das brauchte Christentum, denn es lebte unchristlich. Da gab man ihm — Religionsunterricht. —

Es war einmal ein guter Mann, der liebte Blumen. Seine Kinder brachten ihm einen Strauß von blühendem Fingerhut heim. Da verbot er ihnen, je wieder eine Blume abzubrechen. Seine Kinder aber fingen an, alle Blumen zu hassen, weil sie sie nicht abbrechen durften und alle Menschen zu hassen, die Blumen brachen. Denn sie wollten gehorsame Kinder sein. —

Es war einmal ein Graf, der hatte einen großen Ahnen. Sein Bild hing im Prunksaale des Schlosses und seine Geschichte stand in der

Chronik der Familie. Und er hatte seinen Kindern hinterlassen, sie möchten ihres großen Ahnen würdig sein und ihm ähnlich zu werden suchen. Da nahm der eine die Chronik und suchte heraus, was der große Ahnherr alles getan hatte. Und er tat täglich etwas, was der Große zu tun pflegte. Aber er blieb doch klein, denn er hatte ein enges Herz. Und der andre nahm das Bild und suchte Barttracht, Kleidung und Gesichtsausdruck des Großen nachzuahmen. Man nannte ihn aber einen Narren. Und der Kleine lag mit dem Narren in stetem Streit. Da fluchten die Leute auch dem Großen und sagten, er sei ein Kleiner und ein Narr in einer Person gewesen. —

Es war einmal eine Welt, die ging verloren. Und es kam einer und suchte sie, bis er sie fand. Und dann ging sie noch einmal verloren. Es gab aber Menschen darin, die glaubten, sie seien Gefundene. Sie ließen aber die Welt in ihrem Verlorensein. So gingen sie auch verloren. Und andere suchten, die verlorene Welt zu finden, indem sie in ihrem eignen Hause alle Winkel durchsuchten, alles Verlorene hinauswarfen und sich einredeten, in ihrem Hause sei nichts Verlorenes; wenn alles Verlorene in ihr Haus käme, dann würde alles Verlorene „gefunden“ sein. Aber als alles um sie her erstarb, da mußten die Bewohner des Hauses mitsterben und merkten zu spät, daß sie nur als „Sucher“ in der Welt unverloren seien. —

Es kam einmal Ewigkeit in die Zeit hinein. Und Ewigkeit paßte nicht in die Zeit, weil Ewigkeit in Zeit immer im eignen Gegensatz stehen muß. Aber die Menschen lebten in der Zeit. Und statt die Zeit in die Ewigkeit zu fassen, damit sie Wert erhielte, faßeten sie Ewigkeit in Zeit und löscheten so ihren großen Gegensatz aus. So verloren Zeit und Ewigkeit ihren Wert und wurden beide als „alt“ hinausgeworfen.

Und dann kamen Junge, die spürten in sich Ewigkeit. Sie wußten aber nicht, daß Ewigkeit „Gegensatz“ bedeute. Und so zerrieben sie sich in ihren Gegensätzen. Das tat den Alten leid und sie wollten sie gerne retten. Aber die Jungen wollten nicht. Sie konnten nicht. Und so blieben Alte und Junge einander fremd.

Aber da kam ein Junger, der war ein Alter. Denn er war ein Ewiger. Und der sprach: „Ihr Ewigen seid die Einigen, wenn Ihr im Gegensatz das Eine findet. Und dies heißt: Leben.“ Und die Jungen suchten den Alten und die Alten den Jungen. Da fanden sich die Jungen und die Alten und fanden die Welt in Christo und Christus in der Welt. Denn sie hatten sich selbst gefunden.

Es war einmal ein Mann, der wurde nicht verstanden, denn er sprach in Bildern. Bis die Bilder lebendig wurden. Dann aber sprachen alle Bilder nur eines: Menschenleben und Christentum ist Leben aus Gott in der Welt. Und die Welt muß immer umspannt werden mit den Armen der Liebe Gottes, wenn sie unverloren sein soll. Dies ist die ewige Aufgabe der Christen, in denen Gott lebt.

Aus Geschichte und Zeit

Christoph Blumhardt.

Einer Aufforderung folgend möchte ich hier den Versuch machen, in Kürze darzustellen, was Christoph Blumhardt der Sohn gewesen ist und gewollt hat. Da ich von frühester Kindheit an unter seinem Einfluß herangewachsen bin und in den letzten acht Jahren seines Lebens ihm in seiner Arbeit in Bad Boll helfend zur Seite stehen durfte, kann ich von ihm reden wie ein Sohn vom Vater. Hierin liegt der Grund, warum die Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift gerade an mich ergangen ist, hierin liegt aber auch die besondere Schwierigkeit, deren ich mir voll bewußt bin. Je näher man diesen Mann gekannt hat, desto stärker empfindet man die Unmöglichkeit, im gedruckten Wort ein Bild seiner Person und seines Lebens zu geben, desto größer wird die Scheu, der Öffentlichkeit zu übergeben, was dem Herzen heilig ist. Darum trete ich nur mit Zagen an die mir gestellte Aufgabe heran.

Christoph Blumhardt kann nur verstanden werden aus dem Zusammenhang mit der Möttlinger Geschichte heraus. Bei ihm ist alles erlebt.

Er ist geboren am 1. Juni 1842 im Pfarrhaus in Möttlingen bei Calw, also in einer Zeit, in welcher im Leben seines Vaters der Abschnitt begann, welcher später von ihm als der „Kampf“ bezeichnet wurde. Das „Lebensbild“ Johann Christoph Blumhardts von Friedrich Zündel (neuaufgelegt im „Brunnenverlag“ in Gießen) gibt von diesem eine eingehende Darstellung. In der Krankheit eines Mädchens seiner Gemeinde, welche Blumhardt als dämonische Besessenheit erkannte, hatten sich ihm nicht nur furchtbare Einblicke in eine uns umgebende und beeinflussende Welt des Unsichtbaren ergeben, sondern er hatte auch nach fast zweijährigem Ringen, in dem er keine andere Waffe als die des Gebetes gebrauchte, einen gewaltigen Sieg Jesu Christi erleben dürfen, welchem er späterhin große Bedeutung für den Fortschritt des Reiches Gottes gegeben hat. Dieser Kampf nun war schon im Gange, als das Kind geboren wurde. Der Vater ging hin und her zwischen dem Haus, in welchem dieser Kampf sich abspielte, und seinem Pfarrhaus, in welchem des Kindes Wiege stand. Nach fast zweijähriger Dauer erreichte der Kampf seinen Abschluß. So wuchs also der Knabe heran in jener Zeit wunderbaren Erlebens göttlicher Gegenwart, die der Kampfeszeit folgte. Die große Erweckung der Gemeinde, die

Wunder Gottes an Seelen und Leibern der Menschen hat der Knabe miterlebt; er ist in der persönlichen Nähe des Heilandes aufgewachsen, in der ihn und sein Elternhaus und die Gemeinde umwehenden Luft der Evangelien. Das Evangelium von Jesus Christus wurde nicht nur gelesen und gelehrt, sondern erlebt; es war reale Gegenwart. Daß Blumhardt diese Eindrücke als Kind in sich aufnehmen durfte, brachte es mit sich, daß sie in der Tiefe seiner Seele in sein Unbewußtes sich einprägten, dorthinein, wo der Mensch sein eigentliches Leben hat.

Es soll damit nicht Blumhardts Persönlichkeit „erklärt“ werden; das Letzte bleibt auch hier Geheimnis. Gottesmänner werden geboren. Aber die Umwelt wirkt gestaltend auf das in einem Menschen Geborene. Hier liegt die große Bedeutung der Kindheitserlebnisse Blumhardts.

Wie aber seine Seele von dem Erlebten sich nährte, so trank sie auch das frische Wasser der Gottesverheißungen, die in Möttlingen neu lebendig geworden waren. Der Vater Blumhardt hat ja keinen Augenblick ausgeruht auf dem Erreichten; er hat als ein echter Knecht Jesu Christi immer vorwärts gedrängt. Was er in seinen Schwarzwaldgemeinden erlebt hatte, das wurde ihm zur Verheißung für die Christenheit und für die Welt. Diese Taten Gottes waren ihm ein neues lebendiges Gotteswort, gesprochen in eine Christenheit hinein, die arm an Hoffnung geworden war. Die großen Verheißungen der Propheten, des Heilandes und der Apostel wurden wieder lebendig. Weil man eine Offenbarung Jesu Christi erlebt hatte, wagte man, auf sein verheißenes Kommen als ein baldiges zu hoffen; weil der Geist Gottes an der Gemeinde sichtbar arbeitete, wagte man, eine neue Ausgießung des heiligen Geistes ins Auge zu fassen. Jede Predigt des Vaters enthielt Hoffnungsgedanken; Hoffnungslieder entströmten seinem Munde. In dieser Atmosphäre biblischer Hoffnung und Verheißung durfte das Kind heranwachsen.

Zehn Jahre alt war der Knabe, als er mit seinen Eltern im Juli 1852 Möttlingen verließ, um nach Bad Boll überzusiedeln. 28 Jahre hat der Vater noch in Bad Boll gewirkt in Sinn und Geist und Kraft der Möttlinger Zeit. Er war dort mit seinem Hause noch mehr in die Welt hineingestellt. Beziehungen zu vielen Ländern und Völkern und Ständen knüpften sich an. Was der Vater in Bad Boll erfuhr, war eine Erweiterung des Möttlinger Erlebens. Etwas wesentlich Neues brachte diese Zeit nicht. Die Eindrücke, welche der Knabe von seiner Heimat mitgebracht hatte, konnten sich nicht mehr verändern, nur noch erweitern und vertiefen.

Schon auf der Schule und Universität trat nun aber die Eigenart des Sohnes hervor in einer freieren Stellung zur „Welt“, in einer größeren Aufgeschlossenheit für das auch auf weltlichem Boden vorhandene Gut. Sehr wertvoll war ihm dann eine Tätigkeit im badischen Kirchendienst, wo er in Spöck und Gernsbach Vikar der Pfarrer Peter und Eisenlohr war. Dann wurde er Vikar in Dürnau, einem Dorf

in der Nähe von Bad Boll, um sodann in das Vaterhaus zurückzukehren als Gehilfe seines Vaters, der ihn zunächst in die untersten praktischen Arbeiten im Haus stellte und erst ganz allmählich in die Arbeit seines eigentlichen Berufes hineinzog.

Als am 25. Februar 1880 der Vater die Augen schloß, trat der Sohn Christoph an seine Stelle. Der sterbende Vater hatte ihm noch die Hände aufgelegt: „Ich segne dich zum Siegen“. Der Sohn übernahm die Arbeit des Vaters in tiefster Demut, im Gehorsam gegen die Hand Gottes, die ihn erfaßte, durchaus unpersönlich, nur um der Sache willen, welche eine Fortsetzung dieses Dienstes forderte. In der Art, wie der Sohn in die Nachfolge des Vaters eintrat, zeigte sich sofort die ihn kennzeichnende Sachlichkeit; sein Leben war immer ein Leben im Objektiven. „Das Reich Gottes kommt vorwärts“, konnte er schon in den achtziger Jahren sagen, „wenn wir ein aufrichtiges Herz haben und ein Engel an uns herankommt und uns packt und dahin und dorthin stellt, daß ein ganzes Gewebe von Gotteserhörungen entsteht und so stark auf uns gelegt wird, daß wir keinen Schnauser mehr tun können, wenn auch Gericht und Strafe über uns kommt, daß einem nichts mehr durchgeht, daß man verleugnen und sich hergeben muß, daß man nicht mehr irdisch hinaufkommt, sondern hineingedrückt wird ins Göttliche.“ „Je höher das Göttliche, desto bescheidener tritt es auf, wie wenn es sich vor allen Menschen entschuldigen müßte“, sagt er in einer Darstellung des Propheten Jeremia. In großen religiösen Persönlichkeiten ist das Menschliche Nebensache, das Göttliche Hauptsache; „das muß man in der Zukunft nicht wissen, was unser einer für ein Mensch gewesen ist, denn da ist doch nichts dran“. — „Nicht, daß wir mit dem Heiland verkehren, ist die Hauptsache, sondern daß der Heiland mit uns verkehrt.“ Der Geist Gottes „ist nicht eine immanente Kraft, sondern eine Person, die kommen kann und gehen.“

Nur diese Objektivität machte es möglich, daß auch der Sohn ausgerüstet wurde mit dem Geist des Vaters und große Beweise des Geistes und der Kraft erfahren durfte. Jahre lang stand er mitten drin in einem Strom des Erlebens göttlicher Wunder, die an Seelen und Leibern der Menschen geschahen; es sollte offenbar werden, daß die Kraft, welche seit 40 Jahren erlebt wurde, nicht die menschliche Kraft einer eigenartigen Persönlichkeit, sondern die unmittelbare Kraft Gottes und Jesu Christi war, die an keine einzelne Person gebunden ist.

Wenn dann Blumhardt nach etwa acht Jahren in dieser Art seiner Wirksamkeit halt machte, so tat er dies nicht insolge eines Versagens göttlicher Kräfte, sondern aus der Erkenntnis einer drohenden oder schon in den Kreisen seiner Freunde beginnenden Veräußerlichung heraus; er wollte alles meiden, was den Anschein erwecken konnte, als seien die „Wunder“ die Hauptsache. Wunder haben im Reich Gottes ihre

Bedeutung und Berechtigung nur als „Zeichen“ eines dahinterstehenden Größeren, als äußere Merkmale einer vorhandenen inneren Wirklichkeit. Je weiter man sich aber von der ersten Frühlingszeit des Möttlinger und Boller Erlebens entfernte, je mehr die Welt hereinströmte und je mehr Blumhardt selbst durch seine vielen Reisen mit der Kirche und mit der Welt in Berührung kam, desto stärker empfand er die Armut der Welt und der Christenheit, desto mehr sah er sich auch genötigt, diese Armut auf sich zu nehmen und desto mehr wurde den Wundern ihr Lebensboden entzogen. War in Bad Boll das Reich Gottes mit seiner Wirklichkeit nicht mehr in dem Maße wie früher ein gegenwärtiges, zeigte sich, daß das eigentliche Leben der Menschen noch nicht vom Reich Gottes überwunden war, daß das Fleisch noch unerlöst blieb, so mußte eine neue Zeit des Ringens und Betens um Gottes Reich beginnen und die Wunder mußten sich in die tiefste Stille und Verborgtheit zurückziehen, bis einmal eine Zeit neuer Offenbarung des Himmelreichs ihr zeichenhaftes Erscheinen wieder ermöglichte.

So mußte der Sohn mehr und mehr seine eigenen Wege gehen, nicht aber in Eigenmächtigkeit und Eigensinn, sondern im Gehorsam gegen den zu ihm und durch ihn redenden Gott. Es beginnt nach dem Ausklang der alten Zeit eine Periode des Ringens, Suchens und Tastens. Mit verschiedenen in der Welt vorhandenen Strömungen sucht er Fühlung zu nehmen, die in ihnen liegende Wahrheit entdeckend und sich mit ihr verbindend.

So waren ihm die Bestrebungen nicht unwichtig, welche die Naturkräfte d. h. Gotteskräfte in Licht, Luft und Wasser wieder für unsere der Natur entfremdete Kulturwelt erschlossen. So hat er insbesondere mit dem vollen Interesse seines Geistes den Forschungen und Ergebnissen der Naturwissenschaft sich zugewandt, auch in ihr eine Stimme Gottes für unsre Zeit erkennend. Mehr und mehr erschloß sich ihm die Tatsache, daß Gott gar nicht nur innerhalb des Christentums, sondern daß er auch auf dem Boden der „Welt“ redet und handelt. Weiter und weiter erschloß sich ihm die Offenbarung Gottes. Immer größer stand vor seinen Augen die Liebe Gottes, welche alles umfaßt und die ganze Menschheit, ja die ganze Kreatur umgestalten und neuschaffen will. „Gott hat die Welt lieb; die Liebe Gottes ist der Schlüssel zur Welt, in der wir leben, und in uns, die wir in der Welt die Wahrheit suchen. Nicht die Welt sieht Gott, sondern Gott sieht die Welt, und wer von Gott ist, schaut auch in der Welt das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen.“

Es ist nicht zu verwundern, daß Blumhardts Auge, das überall Gottes Walten zu suchen bemüht war, das auch auf dem Boden der Welt Menschen suchte, die dem Reich Gottes bewußt oder unbewußt entgegengingen, das im Sinne Jesu Christi die Zeichen der Welt zu verstehen sich bemühte, auch auf die große soziale Bewegung unserer

Zeit fiel. Macht man wieder einmal ganzen Ernst mit dem Glauben der Propheten, daß auch heidnische Völker wie die Assyrer und Babylonier Gottes Werkzeuge und daß auch heidnische Könige wie Kores Gottes Knechte sein können, warum sollte dann nicht auch eine Bewegung wie die sozialdemokratische in Gottes Dienst stehen können? Das Evangelium hat eine große Hoffnung für unser Diesseits in die Welt gebracht; es hat nicht nur die Welt des Jenseits aufgeschlossen, sondern auch diese irdische Welt als eine für Gottes Königreich bestimmte ansehen gelehrt. Gerade diese Seite der christlichen Hoffnung aber ist durch einseitiges Überwiegen der Jenseitshoffnung zu kurz gekommen. Wenn nun eine große, die Massen begeisterte Bewegung die Ideale einer Gerechtigkeit und eines Friedens auf Erden auf ihre Fahnen schreibt, sollte nicht ein Jünger Jesu auch dort Menschen finden können, die nach dem Reich Gottes trachten? Wohl stößt sich die Christenheit an dem „Unglauben“ dieser Bewegung. Aber dieser Unglauben findet sich ja nicht nur in der Schicht des Proletariats, sondern er ist nur die Fortsetzung des in weiten Kreisen der „Gebildeten“ herrschenden Materialismus. Und hinter diesem Unglauben der Sozialisten steckt oft ein Idealismus, der von einem aufgeschlossenen Christengeist wohl als „Glauben“ betrachtet werden kann.

Was Blumhardt hauptsächlich veranlaßte, der Welt der Arbeiter näherzutreten, das war die sog. „Zuchthausvorlage“ das heißt der „Entwurf eines Gesetzes zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“, durch welches bei Arbeitseinstellungen die Verhinderung Arbeitswilliger unter Zuchthausstrafe gestellt werden sollte. Sie bewegte im Jahre 1899 die Gemüter sehr stark. Nachdem Blumhardt im Stillen mit den Kreisen der Arbeiter in Göppingen Fühlung genommen hatte, trat er in einer Protestversammlung im Juni gegen jene Vorlage öffentlich auf. Einen formellen Übertritt zur sozialdemokratischen Partei beabsichtigte er nicht. In einer Versammlung Ende Oktober, in welcher über den Parteitag von Hannover Bericht erstattet worden war, trat er wieder vor die Öffentlichkeit, da er gerufen worden sei, um auszusprechen, warum er sich zum „Sozialismus“ bekenne; er erklärte, daß er zu den Proletariern halten wolle, weil es vor Gott keinen Unterschied der Personen gebe, daß ihm der bloß seelsorgerliche Weg nicht mehr genüge, sondern daß er mit vielen zusammenstehen wolle in dem Bekenntnis: Es muß anders werden! Die „christliche Weltordnung“ sei nicht Christi Weltordnung und darum könne er als Jünger Jesu sich an die Seite einer Bewegung stellen, welche gegen die herrschende Weltordnung protestiere. Erst ein Zeitungsbericht über diese Versammlung, welcher die Überschrift trug: „Pfarrer Blumhardts Bekenntnis zur Sozialdemokratie“, veranlaßte ihn zum formellen Übertritt zur Partei, zu einem Schritt, den freilich die Logik der Tatsachen schließlich doch wohl mit sich gebracht hätte. Mit herzlichem Vertrauen und großer Begeisterung wurde Blumhardt aufge-

nommen und sofort im Jahre 1900 auch für sechs Jahre in den württembergischen Landtag gewählt. Er hat auch dieses Amt mit Treue ausgefüllt, freilich auch bald die Erfahrung gemacht, daß das politische und insbesondere das parlamentarische Leben kein Boden war, auf dem sich eine Persönlichkeit wie die seine entfalten konnte.

Wenn der Öffentlichkeit diese politische Betätigung Blumhardts am lebendigsten in Erinnerung blieb, so daß sie aus Anlaß seines Todes im Jahre 1919 wieder vielfach erörtert wurde, so wäre es doch durchaus einseitig, in Blumhardt in erster Linie den christlichen Sozialisten zu sehen. Wenn er, wie hier geschildert wurde, mit den Bestrebungen und Bewegungen der Welt Fühlung nahm, so war er doch stets bemüht, das Evangelium Jesu rein zu halten von jeder Vermischung mit fremden Elementen. Und als er die Erfahrung machte, daß er auf dem Boden der Politik doch nicht eigentlich verstanden wurde, und als zudem wiederholte Krankheit ihn der aufreibenden Arbeit in der Öffentlichkeit entzog, begann der letzte Abschnitt seines Lebens, in welchem er in heiliger Stille das Evangelium verkündigte und dem Reiche Gottes entgegenschaute und entgegenbetete.

Wer Blumhardt verstehen will, der darf nicht in einer einzelnen Periode seines Lebens stehen bleiben, der darf auch nicht sich an den Widersprüchen stoßen, welche eine so lebensvolle, mit schwersten Kämpfen verbundene Entwicklung notwendig mit sich bringt, sondern der muß ehrfürchtig stille stehen vor dem, was diesem Manne selbst in der Klarheit, Reife und Ruhe des Alters als Ergebnis geblieben ist, der muß auf den Kern achten, von welchem alle Schalen abgefallen sind. Wahrheit ist immer einfach. So bedeutet auch Blumhardts Entwicklung eine fortschreitende Vereinfachung. Er ist geworden wie ein Kind und als Kind ist er ins Reich Gottes hineingekommen (Matth. 18, 3). Er hatte die „Einfalt“, die er selbst gelegentlich als die hervorragende Gabe seines Vaters bezeichnet hat.

Was ihn und seinen Vater zu Propheten unserer Zeit gemacht hat, das ist die gewaltige Verkündigung des lebendigen Gottes und seines Tuns in Gegenwart und Zukunft. Diese Verkündigung war darum so kraftvoll, weil sie auf dem Boden der Erfahrung ruhte. In Möttlingen und Bad Boll hatte sich Jesus Christus als der Sieger geoffenbart; man hatte wieder erlebt, wovon die Christenheit redete. Und darum war es auf diesem Boden keine Phrase mehr, wenn es hieß: Gott machts! Gott allein! Blumhardt konnte es als sein Christentum und das seines Vaters bezeichnen: „Aufpassen, was man da droben sagt.“ Sie wollten Gott und die Himmelswelt „massiv nehmen.“ Sie wollten „nicht selbst Akteure sein, sondern dafür einstehen, daß die Türen des Himmels aufgehen.“

Diese Haltung stellt freilich in die Stille. Wer einmal einen solchen Eindruck bekommen hat von der überwältigenden Realität Gottes, dem

ist es schwer, sich hier oder da anzuschließen, diesem oder jenem Bunde beizutreten, diese oder jene Organisation wichtig zu nehmen, der wird innerlich abseits gestellt in eine heilige Isolierung. In dieser Isolierung wird seine Arbeit das stille Warten aufs Reich Gottes. Aber dieses Warten ist kein Quietismus, kein faules Zusehen, bei dem man die Hände in den Schoß legt. Dieses Warten ist ein inneres Ringen, Kämpfen, Wachen, Beten. Was Jesaja sagt von dem Knecht Gottes, daß „seine Seele arbeitet“ (Jes. 53, 11), das kennzeichnet dieses tätige Warten. In dieser Arbeit gibt es keine Ruhepause mehr, keinen Wechsel zwischen Tätigkeit und Muße, keine Ferien und Erholungszeiten; da wird jeder Atemzug zum Gottesdienst; in jeder Umgebung ist die Seele an der Arbeit, im Beruf, auf der Reise, in der stillen Einkehr bei sich selbst, unter Gesunden und Kranken, unter Frommen und Sündern. Das Wort des Herrn: „Wachet und betet!“ stellt die Seinen in eine innere Aktivität, wie sie intensiver nicht gedacht werden kann.

Denn wem der Sinn aufgegangen ist für das große Werk Gottes unter den Menschen, dem tritt ja die eigene Persönlichkeit und das eigene Seelenheil ganz in den Hintergrund, der muß sich selbst vergessen über dem priesterlichen Beruf, den ein jeder echte Jünger Jesu haben soll. Die Sünde, Schuld und Not der Mitmenschen auf dem Herzen tragen, bittend für sie eintreten, in der Liebe Jesu sie segnen, auch für die Sünder bitten, das ist die Arbeit eines Jüngers Jesu. Da bekommt jeder Krankenbesuch, jede seelsorgerliche Unterredung mit gedrückten Mitmenschen eine erweiterte Bedeutung; der Menschheit ganzer Jammer liegt in jedem einzelnen Fall vor dem Auge ausgebreitet und offenbart sich in seiner ganzen Größe und Tiefe, so daß dem betenden Herzen nichts bleibt als der Seufzer: Herr, hilf Du!

Diese priesterliche Haltung macht aber reich an Erfahrungen göttlicher Hilfe. Es stellen sich nicht fortwährend „Wunder“ ein, welche das Leben auffallend machen. Aber in der Alltäglichkeit des Lebens fühlt man sich von Gott geleitet, behütet und regiert; keine Kleinigkeit ist zu klein, als daß man sie nicht Gott befehlen, keine Einzelheit des Lebens ist zu gering, als daß sie nicht ein Gefäß göttlicher Kraft und Gnade werden könnte. Wer als ein Jünger Jesu priesterlich vor Gott steht, wird selbst schwach; aber in seiner Schwachheit wird Gottes Gnade mächtig.

Diese Haltung stellt auch Verbindungen her mit den Menschen. An einen priesterlich betenden Jünger Jesu kommen die verschiedensten Bestrebungen der Menschen heran und fordern seine Mitarbeit. Aber bei allem warmen Interesse, das er ihnen entgegenbringt, sei es, daß sie von christlicher oder weltlicher Seite kommen, ist es ihm unmöglich, sich mit ihnen zu identifizieren. Er kann auch sie, sofern sie etwas erstreben, das dem Reich Gottes dient, betend auf dem Herzen tragen, er kann aber nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür eintreten und

seinen Namen unter jedes Programm setzen. Er darf sich nicht unheilig mit der Welt vermischen, er darf nicht seine Kraft, das heißt die Kraft Gottes, die in ihm ist, unnötig verausgaben, solange er nicht von Gott eine Arbeit in die Hand bekommt; er darf nicht, das Heilige in den Widerstreit menschlicher Meinungen hineinwerfen.

Andererseits bringt eine solche Stellung, wie Blumhardt sie einnahm, auch in Gegensätze hinein. Im Lauf seines Lebens hat Blumhardt zeitweise scharfe Stellung gegen die Kirche nehmen müssen. Das war ein Stück seiner persönlichen Entwicklung; er mußte „mit den Ketten rasseln.“ Denn es kann nicht verschwiegen werden, daß die Kirche für die ihm und seinem Vater geschenkte neue Offenbarung des lebendigen Gottes kein offenes Ohr gehabt hat. Jede Gottesoffenbarung schließt ein Gericht in sich, und zwar ein Gericht über die Christenheit; denn im Hause Gottes muß das Gericht anfangen. Die Kirche hätte unter dem Eindruck dieser lebendigen Gotteszeugen in Buße erkennen müssen, daß unser Christentum zu stark jenseitig, zu individualistisch, zu egoistisch geworden ist, daß man die großen Ziele des Reiches Gottes aus dem Auge verloren oder doch in unerreichbare Ferne geschoben hat, daß das Christentum entweder sich selbstüchtig aus der Welt in den engen Winkel zurückgezogen hat oder weltförmig geworden ist und das gewaltige: „Ich aber sage euch“ und „Bei euch aber soll es nicht also sein“ vergessen hat, daß es arm an Glauben und darum auch arm an Erleben geworden ist. Diese Buße des Christentums ist ausgeblieben. Wenn aber nun Blumhardt zeitweise in heftiger Abwehr die Sache Jesu Christi auch gegen die Kirche verteidigen, wenn er in heißen Kämpfen sich und die Sache seines Herrn von den Fesseln der Tradition frei machen mußte, so wäre es doch ganz falsch, seinen Namen als Sturmbock gegen kirchliches Christentum zu verwenden. In der Reife seines Alters hat sich der Sturm gelegt und in großer Güte und vergebender Milde hat er jedem die Hand gereicht, der nur irgendwie redlich dem Heiland dienen will. Für ihn hatten die Unterschiede der Konfessionen und Richtungen keine Bedeutung und jeder, der mit ehrlichem Herzen in der Nachfolge Jesu Christi stehen wollte, konnte bei ihm auf warme Teilnahme, auf liebevolles Verstehen, auf weisen Rat und auf herzliche Fürbitte rechnen.

Was diesem Mann die souveräne Ruhe seines Alters gegeben hat, das ist die Verwirklichung der Vergebung, wie sie uns von Christus zur Pflicht gemacht ist. Die Vergebung der Sünden wurde ihm die Waffe des Lichts, mit der er kämpfte; die Vergebung, welche alles trägt, alles duldet und alles hofft, ist in ihm Fleisch geworden wie wohl selten in einem Menschen. Er hatte die Fähigkeit, durch alle die Schalen, von welchen die Menschen umgeben sind, hindurchzuschauen in die Tiefe des Wesens eines Menschen und dort in der Tiefe das Gotteskind zu erkennen, das in der Verborgenheit lebt, vielleicht noch schlummert. Und

indem er sich mit diesem Göttlichen verband, wirkte er erlösend. Blumhardt war, besonders in der Reife seines Lebens, nicht negativ, sondern immer positiv; das zu Regierende hat er unter die Vergebung der Sünden gestellt und das Lebendige hat er bejaht und dadurch zum Leben geweckt.

Auch durch die Welt- und Kirchengeschichte sah er eine große Vergebung Gottes gehen; „ohne eine solche fortlaufende Vergebung der auf der Christenheit angehäuften Sünde könnte heute keine Kirche mehr da sein, in der die Gnade Jesu Christi doch immerhin noch verkündigt wird.“ „Es ist in politischen Dingen, in wirtschaftlichen Fragen, in sozialen Kämpfen viel gesündigt worden“; wir aber sollen „nicht draufschlagen und nicht Gott bitten, daß er draufschlage; sonst schlägt man die Sünde nur in die Menschen hinein und übergibt sie dem Gericht.“ Sondern wir sollen als Jünger Jesu vergeben und um Vergebung bitten, auch um Gerichte bitten, „welche die Vergebung Gottes in sich tragen.“ Wir sollen „auch den Umständen, den Zeiten, den vielen Verhältnissen, die nicht recht sind, vergeben und Gott bitten, daß sie nicht schaden, sondern daß Gott alles besiegt, was ihm die Menschen aus der Hand reißen kann.“

So stellte sich also Blumhardt auch zu dem unvollkommenen und unreinen Christentum unserer Zeit nicht mehr kämpfend und ablehnend, sondern vergebend, helfend, fürbittend. Er wollte „mit der armen Christenheit arm sein“, er wollte „nicht die Zeit richten, sondern für sie bitten.“ Und nur wenn wir Christen untereinander diese Haltung einnehmen lernen, können wir hoffen, daß die kleine Herde sich bildet, welche der Herr Christus braucht, damit er kommen kann. Durch die Gebete Blumhardts zieht sich wie ein roter Faden die Bitte um ein Volk Gottes, um eine Gemeinde Jesu Christi. Er hat aber nie Versuche gemacht, diese Herde zu „sammeln“ und er würde nie zu solchem Versuche seinen Namen hergegeben haben. Die kleine Herde muß eine Gemeinschaft im Geiste sein. Aber es ist von der größten Wichtigkeit, daß überall, in allen Völkern, Kirchen und Konfessionen Menschen stehen, denen die Sache Jesu Christi wichtiger ist auch als die eigene Religions- und Volksgemeinschaft. Diese kleine Herde hat die Verheißung, daß ihr das Reich gegeben werde, das heißt, daß durch sie und ihre Arbeit und ihr Gebet es Gott möglich wird, sein Königreich aufzurichten auf Erden und im Himmel.

Dieses Königreich Jesu Christi ist immer und in jedem Abschnitt seiner Entwicklung das Lebensziel Blumhardts gewesen. So gut wie sein Vater war auch er ein Mann der Hoffnung. Die Verheißung war wie verkörpert in seiner Person. Diese Verheißung aber kann gar nicht umfassend genug gedacht werden. Nie hat Blumhardt den einseitigen Materialismus weiter sozialistischer Kreise geteilt und auch wenn er mit der ganzen Glut seines Glaubens ein Reich Gottes auf Erden

verkündigte, so ist ihm doch dieses Gottesreich nie ein bloß diesseitiges gewesen. Es umfaßt Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits, Sichtbares und Unsichtbares. Die Menschheit ist ihm ein Organismus und zwar die irdische Menschheit in Verbindung mit der jenseitigen; das ist der „Tod“, daß die Glieder dieses Organismus so zerrissen sind, und das ist das Leben, daß eine Einheit dieser zerrissenen Glieder entstehe, indem himmlische Kräfte die irdische Welt durchdringen und verklären. Darum ist die Auferstehung Jesu Christi der Anfang einer neuen Menschheit, und nicht irdische Bestrebungen irdischer Menschen, sondern die Offenbarung des Auferstandenen schafft das Reich Gottes, in welchem Gerechtigkeit und Friede wohnen. „Reich Gottes“, sagte Blumhardt einmal, „ist das Objektive Gottes, das eine Geschichte bildet und zu einem Erleben Gottes führt, bis der Tag kommt.“

Weil nur das Hereinbrechen der Himmelswelt in unsre Erdenwelt die Erfüllung der Verheißungen bringen kann, darum haben auch Ereignisse wie Weltkrieg und Revolution einen Mann wie Blumhardt keinen Augenblick irre machen können. Diese Vorgänge gehören der Weltgeschichte an, haben aber für das Kommen des Reiches Gottes vorbereitende Bedeutung. Sie sind die furchtbaren Offenbarungen der in der Welt herrschenden Geister, des Geistes der Gewalt und des Geldes. Diese Offenbarung führt zu einem Zusammenbruch menschlichen Wesens, ohne den Gottes Reich nicht kommen kann. Nur aus Tod und Grab heraus gibt es eine Auferstehung.

Weil Blumhardt in diesen Ereignissen Vorgänge der Weltgeschichte sah, hat er auch ihnen gegenüber seine hohe Stellung bewahren können. Er hat nicht zu denen gehört, welche Christentum und Vaterland gleichsetzen, aber auch nicht zu denen, welche das irdische Vaterland gering achten. Er hat während des Krieges mit warmer Liebe sein deutsches Volk betend auf dem Herzen getragen, ohne dadurch je den Sinn für andere Völker zu verlieren. Er hat auch den Tod fürs Vaterland hochgeachtet als die Hingabe eines Menschen an eine Sache, die größer ist als er. Auch die Umwälzungen der Revolutionszeit, soweit er sie noch erlebt hat, sah er an als Erschütterungen des Volkskörpers, welche erst einmal das Alte zermürben müssen, damit Neues kommen kann.

Aber es ist bezeichnend für Blumhardt, daß er sich das Kommen des Reiches Gottes nicht katastrophal gedacht hat. Er hat den Parusiegedanken der alten Zeit mit dem modernen Entwicklungsgedanken verarbeitet. Er hat darum die weltgeschichtlichen Vorgänge mit solch warmem Interesse verfolgt, weil er überzeugt war, daß aus ihnen heraus sich das Neue kristallisieren werde, das Kommen soll. Unter der Decke des alten Laubes bildet sich das neue Leben. Wenn es aber hervorbricht unter dem Himmelslicht der Sonne und warmem frucht-schaffendem Regen, so ist es doch wie eine neue Offenbarung, wie eine Neuschöpfung; Entwicklung und Plötzlichkeit in Einem.

Auf eine Offenbarung dieses Gottesreiches wartete Blumhardt, auf ein Hereinbrechen himmlischer Gotteskräfte in die Erdenwelt, welche dann in dieser die in ihr schlummernden Gotteskräfte wachrufen. Die von ihm und seinem Vater erwartete Erfüllung der Verheißung hat sich verzögert; aber in dieser Verzögerung sah Blumhardt nichts anderes als ein Zeichen göttlicher Geduld; „der Herr verzieht nicht die Verheißung, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde“ (2. Petr. 3, 9). Die Stille im Himmel, von welcher Offenbarung & die Rede ist, hat Blumhardt schon frühe als eine „Geduldstillle“ angesehen. Gottes erlösendes Wirken soll recht umfassend sein, es soll alle Menschen, Lebende und Tote, in die Erlösung hineinziehen. Darum braucht Gott Zeit.

Diese Stille brachte es mit sich, daß auch ein Mann wie Blumhardt, dem Gott so viel Arbeit in die Hand gegeben hatte, stille werden mußte. Es gehört zum Größten in seinem Leben, daß er nicht erst, als seine Kraft abnahm, sondern noch in der Vollkraft seines Lebens dem göttlichen Befehl des Schweigens und Aufhörens gehorsam wurde und sich aus der großen Öffentlichkeit in die Stille von Bad Boll zurückzog. Wenn irgend einer fähig gewesen wäre, mit eigenem Geist und in eigener Kraft weiterzumachen und groß zu werden, so war er es. Aber das war seiner heiligen Objektivität eine Unmöglichkeit. Es gilt von ihm und seinem Vater, was von den Kindern Israel geschrieben steht: „Nach des Herrn Mund lagen sie und nach des Herrn Mund zogen sie, daß sie warteten der Hut des Herrn nach des Herrn Wort“ (4. Mose 9, 23). Knechte Gottes müssen nach des Herrn Wort auch liegen können. Sie wissen, daß ihr Herr doch an der Arbeit ist.

Blumhardt hat in einer Predigt über das Essen und Trinken von Fleisch und Blut Jesu Christi einmal davon gesprochen, wie auch in unserer Frömmigkeit so leicht alles den Geschmack unseres Fleisches und Blutes bekommt, wie sich das Unsaubere unseres Persönlichen, Subjektiven hineinmischt, wie aber der Herr Jesus sich unserem Fleisch und Blut scharf entgegenstellt und von den Seinen verlangt, daß sie sein Fleisch und Blut essen, das heißt daß Fleisch und Blut Jesu Christi in uns übergehen und sein Leben durch unser Fleisch und Blut flutet. „Sein Fleisch und Blut vererbt sich auf uns durch den Strom der Schöpferkraft Gottes; auf einmal steht wieder ein Mensch da, der etwas von dem Brot des Lebens gegessen, der etwas vom Blut des Herrn Jesus getrunken hat.“ Das war das Geheimnis von Blumhardts wunderbarer Persönlichkeit: er hatte Fleisch und Blut des Menschensohnes gegessen und getrunken.

„Aber der Heiland“, heißt es in einer anderen Predigt, „ist auch hineingegangen in das große Sterben der Menschen, damit es da drin licht werde und ein Hohelied gesungen werde in unseren Sterbetagen und Sterbensstunden.“ Dieses „Hohelied des Sterbens Jesu

Christi“ hat Blumhardt in jener Predigt angestimmt. Er hat es aber nicht nur mit Worten gesungen, er ist selber hineingegangen in das Sterben Jesu Christi. Aber in diesem Sterben hat er auch etwas bekommen von der Kraft Jesu Christi zur Überwindung des Todes im Sterben. So konnte er auch die Abnahme seiner Körperkräfte geduldig ertragen, so konnte er auch in die tiefste Stille gehen, in welche er in den letzten zwei Jahren durch einen Schlaganfall gestellt wurde. Soweit der Glaube seiner Freunde noch an seiner Person hing, sollte er sich von ihr loslösen, damit sein Geist ganz frei wurde zum Eingang in das Reich des Gottes, dessen Knecht er auf Erden gewesen war, zum Eintritt in die Gemeinde der vollendeten Gerechten, die im Himmel weiterkämpft, daß das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes und seines Christus werde. Am 2. August 1919 hat er in heiligem Frieden die Augen geschlossen. An seinem Grabe sollte nach seinem Wunsche nicht von ihm geredet, sondern der 46. Psalm gelesen werde: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht. Die Stadt Gottes soll fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein. Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen. Aber der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin!

Es ist hier versucht worden, in Kürze ein Bild dieses Mannes und seiner Anschauungswelt zu geben. Ich bin mir der Unvollkommenheit dieser Darstellung voll bewußt. Aber wir haben den Eindruck, daß die Zeit dem Verständnis dessen, was dieser Mann gewesen ist und gewollt hat, entgegen reißt. Vielleicht darf auch dieser unvollkommene und schüchterne Versuch etwas dazu beitragen, das verständlich zu machen, was uns in Blumhardt Vater und Sohn als neue Offenbarung Jesu Christi geschenkt ist. Die großen Gedanken des Reiches Gottes müssen wieder lebendig werden in Christenherzen, damit doch des Menschen Sohn, wenn er kommen wird, Glauben finde auf Erden.

Tatchristentum.

Wir stehen jetzt vor der Aufgabe einer Vermehrung der Liebeskraft in der Welt“, dieses Wort Hiltys könnte man als Motto vor das Büchlein schreiben, in dem Friedrich Kittelmeyer unter dem Titel „Tatchristentum“ sieben Kanzelreden über die Wunder Jesu zusammengesfaßt hat. (Verlag von Christian Kaiser in München, Preis 11,40 Mk.) Liebeskraft, Kraft, die aus der Liebe kommt, das ist ja das, wovon Christus und sein Reich erfüllt sind, und dessen Mangel unsere Welt zu einer Welt der Gottesferne macht. Alles, was Kittelmeyer in diesen sieben Kanzelreden uns zu sagen hat, gipfelt immer wieder in dem einem

Ruf: „Jedes gute Wort und jede gute That, wodurch wir einen andern stolz und stark machen, ist eine Christusthat, wie sie die Zeit braucht!“

Und weil diese Botschaft uns armen Menschenkindern, so arm an Glauben und so arm an Liebe, nicht oft und eindringlich genug verkündet werden kann, deshalb verdienen diese Predigten weiteste Verbreitung. Mancher wird nicht vorbehaltlos allem zustimmen, was Rittelmeyer sagt, mancher wird Anstoß nehmen an der Form, in die der eine oder andere Gedanke gekleidet ist. Ja selbst die ganze Geistesverfassung, mit der Rittelmeyer diesen tiefsten und geheimnisvollsten Geschichten aus dem Leben Jesu gegenübertritt, wird wohl manchem nicht vollkommen entsprechen. Aber alle können, trotz ihrer Vorbehalte und Einwendungen, sich erschüttern lassen von dieser Botschaft der wunderbaren Allgewalt echter Glaubens- und Liebeskraft und sich aufrütteln lassen zu dem ernsten und entscheidenden Entschluß, „das Tathrentum hineinbringen zu wollen in unsere Zeit, indem sie sich zunächst einmal selbst ganz innerlich dazu erziehen.“

Bei Besprechung der einzelnen Wunder sucht Rittelmeyer jedesmal eine ihm besonders charakteristisch erscheinende Seite des Vorganges herauszuarbeiten. So bei der Heilung des Sichtbrüchigen die erlösende Kraft der großen, strahlenden Güte, bei der Auferweckung des Jünglings von Nain die alle Traurigkeit besiegende Trostkraft des Christus im Menschen, oder bei dem Wandeln auf dem Meere die bergeversetzende Kraft rechten Glaubens. Aber nicht das scheint mir das eigentlich Wertvolle an dem Büchlein. Sondern dieses liegt darin, daß es uns etwas ahnen läßt von der Wirklichkeit Gottes und etwas merken von den Kräften, die der Mensch in sich spürt, der den Anschluß an Gott gefunden hat. Das ist ja der rechte Glaube, diesen Anschluß gefunden zu haben, und das ist die rechte Liebe, aus dieser beseligenden Gewißheit heraus zu leben, zu reden und zu handeln.

„Die Ritterschaft von der strahlenden Sonne“ hat Rittelmeyer an anderer Stelle die rechten Christen einmal genannt. Eine solche Ritterschaft braucht unsere Zeit, da der Kampf des Lichtes mit der Finsternis mit großer Gewalt zu entbrennen scheint. Diese Ritter brauchen nicht viel zu tun: in Demut gehorsam zu sein ist ihr einziges Gesetz. Wer den Willen Gottes tut, der ist ein Kämpfer für das kommende Reich.

Wer mit Christus im Gehorsam ist, der ist mit Gott und lebt. — Denn wer im Ungehorsam ist, der ist in der Sünde. Sünde wird nimmer gebüßt noch gebessert, als durch ein Wiederkehren in den Gehorsam, und solange der Mensch im Ungehorsam bleibt, solange wird auch „die Sünde“ nimmer gebüßt noch gebessert; er mühe sich, wie er mag, das hilft ihm alles nichts! Denn merke: der Ungehorsam ist selber die Sünde. Kommt er aber zurück in den Gehorsam, so ist alles gebessert, gebüßt und vergeben; und anders nicht!

Ein Dokument aus der Kriegszeit.

An Woodrow Wilson.

Wir, die Hutterischen Brüder, auch als Bruderhof oder kommunistische Mennoniten bekannt, etwa zweitausend Seelen an der Zahl, in achtzehn Gemeinden in Süd-Dakota und Montana wohnhaft, als Kirche organisiert seit dem Jahre 1533, wenden uns hiermit an Sie, Herr Präsident, und all Ihre Gehilfen, um in Kürze ihnen unsere Grundsätze und Überzeugungen mit Bezug auf Militärdienst vorzulegen. Da wir nur einfache Leute sind und ungeschult in den Wegen der Welt, bitten wir um Nachsicht, wenn dieser Brief nicht gebührende Form aufweist.

Die Grundsätze unseres Glaubens, was das praktische Leben anbetrifft, sind Gütergemeinschaft und Wehrlosigkeit. Unser gemeinschaftliches Leben beruht auf dem Grundsatz, „Was mein ist, das ist dein“, oder in andern Worten, auf Bruderliebe und demütigem christlichem Dienst nach Ap. Gesch. 2, 44 und 45: „Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war.“ Daher unterscheiden wir uns grundsätzlich von den nicht christlichen kommunistischen Systemen mit dem Grundsatz, „Was dein ist, das ist mein.“ Wir glauben, das gemeinschaftliche Leben, das nicht auf der christlichen Liebe beruht, wird immer ein Fehlschlag sein. Unsere Bestrebungen sind gänzlich religiöser Art, und wir wissen, daß nur wenige willens sind, unsern Glauben anzunehmen und mit Selbstverleugnung Gott und einander im gemeinschaftlichen Leben zu dienen, wie wir es tun.

Wir halten uns frei von politischen Untrieben, erkennen aber die Obrigkeit an als von Gott verordnet. Wir ehren unsre Regierung, und in unsern täglichen Abend-Betstunden, die von allen Mitgliedern besucht werden, sowie in unsern sonntäglichen Gottesdiensten, beten wir für unsre Obrigkeit. Wir haben immer unsre Steuern auf Land und Personal-Eigentum williglich bezahlt, obgleich uns gesagt worden ist, daß unser Eigentum eigentlich nach dem Gesetz steuerfrei ist, weil es einer religiösen Körperschaft gehört. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß wir unsre Witwen und Waisen, unsre Kranken und Schwachsinnigen nicht dem County oder dem Staat zur Last werden lassen.

Unser gemeinschaftliches Leben beruht auf Gottes Wort, und wir könnten nicht Gott mit gutem Gewissen dienen, wenn es uns nicht gestattet wäre, in unsern Bruderhöfen zusammen zu leben. Unsre Mitglieder würden mit Gottes Hilfe lieber leiden, was er über uns zuläßt, als einwilligen, das gemeinschaftliche Leben zu verlassen.

Mit Bezug auf den Grundsatz der Wehrlosigkeit ist unsre Stellung ganz im Einklang mit der neutestamentlichen Lehre. Unser Glaubensbe-

kenntnis zeigt, daß wir die Obrigkeit als von Gott verordnet halten, weil nicht alle Menschen Nachfolger des sanftmütigen und demütigen Heilandes sind, und wir glauben, die Regierung sollte die Frommen beschützen und die Übeltäter bestrafen, nach Röm. 13, 1 bis 7. Die Kirche jedoch muß die ausdrücklichen Lehren und das Beispiel ihres Meisters befolgen. Wir haben nie teilgenommen an der Erwählung von Zivilbeamten. Ohne zu prahlen, können wir sagen, daß wir immer diesem unserm Grundsatz treu geblieben sind. Ins Gericht zu gehen, ist gegen unsre Überzeugung und ist unter uns nicht gestattet. Unsre jungen Männer könnten nicht ein Teil der militärischen Einrichtung werden, und sei es nur für „nicht-kämpfenden“ Militärdienst, ohne unsre Grundsätze zu verletzen.

Unser vollständiges Glaubensbekenntnis wurde verfaßt 1540 und zum erstenmal gedruckt 1565. Die umfangreiche Chronik unsrer Gemeinschaft, die unsre Geschichte vom Jahr 1530 an berichtet, wird angeführt im Artikel „Mennonites“ in der „International Encyclopedia“. Der Hauptinhalt unsrer Kirchen-Chronik wurde 1883 von Dr. Joseph Beck veröffentlicht unter dem Titel, „Geschichtsbücher der Wiedertäufer“. Unsre Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben und ist großen teils eine Geschichte von Verfolgung und Leiden. Wir haben die Berichte von über zweitausend Personen unsers Glaubens, die den Märtyrertod erlitten haben durch Feuer, Wasser oder Schwert. Unsre Gemeinschaft ist von einem Lande zum andern getrieben worden, und lieber als ihren Grundsätzen untreu zu werden, sind sie nach fremden Ländern geflohen, bis sie endlich 1874 von Rußland nach diesem Lande auswanderten.

Wir möchten hinzufügen, daß wir unser Land lieben und Gott und der Regierung sehr dankbar sind für die Gewissensfreiheit, die wir bisher genossen haben. Wir sind der von Gott verordneten Obrigkeit gegenüber treu und möchten unserm Lande auf irgend einem Wege dienen, wo nicht unsre christliche Überzeugung verletzt wird; und wir hoffen, Sie glauben auch, daß wir den Lehren des Wortes Gottes und dem Mahnen unsers Gewissens Gehorsam leisten sollten, und daß wir lieber leiden sollten, was er zuläßt, als das zu tun, was wir deutlich erkennen als gegen Gottes Wort.

Geehrter Herr Präsident! Wir bitten demütiglich, daß es uns gestattet werden möchte, auch fernerhin wie bisher nach unserm Gewissensgrundsätzen zu leben. Bei unserm Taufgelübde haben wir Gott und der Gemeinde auf den Knien versprochen, Seele und Leib und alles dem Herrn im Himmel zu weihen, hinzugeben und zu widmen, ihm zu dienen auf die Weise, die wir nach seinem Wort als Ihn wohlgefällig annehmen können. Wir bitten un'er oehr'es Landes-Oberhaupt demütiglich, daß man es nicht von uns verlange, Christo und der Gemeinde ungehorsam zu werden, da wir fest entschlossen sind, durch den Beistand und die Gnade Gottes Trübsal und Verbannung zu erleiden, wie

unsre Vorväter in den Zeiten der religiösen Unduldsamkeit, aber nicht unser Gewissen oder Überzeugung zu verletzen und vor Gottes Augen als schuldig erfunden zu werden.

Zum Beweis, daß unsre Stellung mit Bezug auf diese Fragen von der Überzeugung bestimmt ist und nicht vom Mutwillen, möchten wir ehrerbietigst hinweisen auf das oben erwähnte Glaubensbekenntnis, sowie auf unser Leben und unsre Geschichte. Wir möchten unserm Lande dienen und möchten treu und untertan sein, insofern es nicht gegen unsre Treue zu Gott verstößt. Wir sind dafür aufrichtig dankbar, daß uns von unserer Regierung Hilfe und Schutz gewährt worden ist, so daß wir bisher volle Religionsfreiheit genossen haben; und wir sind gerne bereit, etwas für das Wohl unseres Landes zu tun, wenn es nur nicht etwas ist, das gegen unsre Gewissensüberzeugung ist.

Ein Gruß der Quäker aus Amerika.

Die Jahreskonferenz der Religiösen Gesellschaft der Freunde von Pennsylvania, Neu-Jersey, Delaware und Teilen von Maryland, die am 1. April 1921 in Philadelphia abgehalten wurden, richtet an Freunde und an die Menschen in Deutschland, die sich mit ihnen im Einklang fühlen diese Botschaft:

Liebe Freunde!

Die Jahreskonferenz der Freunde, die vom 28. Tag des dritten Monats bis zum ersten Tag des vierten 1921 in Fourth Straße und Arch Straße in Philadelphia abgehalten wurde, ist zu einem herzlichen Verständnis geführt worden für die über ganz Deutschland verstreuten einzelnen Menschen und Gruppen, die zu Lebensauffassungen gelangt sind, ähnlich den Grundsätzen christlicher Wahrheit, die diese Gemeinschaft seit zwei und einem halben Jahrhundert zu vertreten bestrebt ist.

Einige Mitglieder unserer Jahreskonferenz, die in diesem letzten Jahr in Deutschland waren, weilen augenblicklich unter uns, und so haben wir direkte Berichte über Euch erhalten können, die uns den Ernst Eures Strebens offenbaren und uns mit einigen Eurer Probleme und Schwierigkeiten bekannt gemacht haben.

Ihr teilt mit uns die Auffassung, daß das Christentum ein gegenwärtiger Lebenswandel ist und nicht nur ein Zukunftsideal. In den Stunden des Unglücks habt Ihr gefühlt, daß Christus allein Euch das geben kann, was Euch am bittersten not tut. Er möchte uns allen ganz nahe sein, in unserem Herzen leben und uns mit seinem göttlichen Licht durch das Dunkel geleiten.

Wir denken an die großen religiösen Bewegungen vergangener Jahrhunderte in Deutschland, und wir hoffen innig, daß in dieser Zeit der

großen Belnnot Euch, uns und der ganzen Menschheit eine tiefere und reichere Offenbarung der wahren Bedeutung des Christentums zuteil werden möchte, und daß wir alle aufs Neue davon durchdrungen werden, daß die Treue unseren Mitmenschen gegenüber nicht weniger als unsere Gottestreue von uns fordert, daß wir furchtlos Christi Weg in seiner Reinheit und Einfachheit zu wandeln versuchen.

Wir beten aus tiefstem Herzen, daß die Zustände, die nun schon so lange in Eurem Lande und in ganz Europa herrschen, und die eine so große Spannung und ein so aufreibendes Leben unter der ganzen Bevölkerung hervorgerufen haben, bald wieder verschwinden mögen. — Möchten wir alle erstarren, und möchte unser Leben sich wieder aufbauen durch treuen Gehorsam gegen die Offenbarungen der Wahrheit, die uns von unserem himmlischen Vater gewährt worden sind oder die er uns noch gewähren will. Und laßt uns wach sein und bereit, jede Gelegenheit, die Gott uns schickt, wahrzunehmen im Dienst der Versöhnung, denn das ist die Arbeit eines jeden treuen Untertans des Friedensfürsten, welcher ist Jesus Christus, unser Herr.

Mit warmem und liebevollem Gruß

Eure Freunde.

Ein Gruß einer englischen Friedensgesellschaft.

Wir, die Mitglieder der Weston super Mare Friedensgesellschaft, die auf christlichen Grundsätzen fußen, bedauern tief die Maßnahmen unserer Regierung bezüglich der Forderungen an Deutschland.

Wir erkennen an, daß durch die Eintreibung des riesigen Schadenersatzes wahrscheinlich das schreckliche Leiden der Armen und vor allem der Millionen unschuldiger Kinder noch weiterhin vermehrt wird.

Wir bekennen, daß wir sowohl als Einzelne wie als Völker nicht ohne Sünde sind; wer also kann den ersten Stein werfen? Wie wir hoffen, daß uns vergeben wird, so müssen wir auch vergeben.

Wir haben den Wunsch es auszusprechen, daß wir uns eins fühlen mit Ihnen, indem wir darauf hinarbeiten, daß christliche Beziehungen zwischen den Nationen entstehen, deren Grundlage der Gedanke sei: was dir die andern tun sollen, das tue du ihnen.

Wir freuen uns in dem Gedanken, daß Tausende von Deutschen innerlich bereit sind, den Kriegsdienst zu verweigern und wir hoffen, daß junge Männer aller Länder sich verbinden werden in einer Kameradschaft, die fest entschlossen ist nie mehr teilzunehmen an der Hinschlachtung ihrer Mitmenschen.

Jugendtagungen.

Aus Briefen vom Schlüchterner Pfingsttreffen 1921.

1.

Wohl jeder, der zu einer Tagung geht, macht sich vorher eine Vorstellung, was er von dieser Zusammenkunft erwartet; und diese Bilder sind recht verschieden. Und auf das, was man hofft, richtet man vor Allem die Blicke, und leicht kommt es, daß man das ganze Erlebnis danach beurteilt, ob es diese Hoffnung erfüllt hat. Viele von uns, denen das Christentum erst in der harten Kriegszeit wahrhaft lebendig wurde, leiden schwer darunter, daß Christ-sein für ungezählte Menschen zur bloßen Form geworden ist, daß man den Christen nicht an seinem Leben erkennt, sondern an seinem Personalbogen. Trotzdem wissen wir, daß rechtes Christentum nur an seinen Früchten erkannt werden kann. Aber weil wir diese Früchte oft nicht sahen bei den Vertretern der heiligen Sache, hielten wir uns auch von der Sache häufig fern, bis Gottes Sturmwind übers Land ging, daß Alles, was nicht ganz verdorrt war, aufwachen mußte. Die große Umstellung begann: Viele begriffen erst jetzt, daß es mit dem „Sonntagschristentum“ nicht zu schaffen sei.

Bei diesem Suchen nach dem rechten Wege, fand ich für mich die Antwort, als mir das Wort Jesu zum Erlebnis wurde: „Was Ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir getan.“ Im Evangelium wird hiermit das Urteil gefällt über das Leben eines jeden Menschen. Mir war es immer die Antwort auf die vielen Fragen heute: „Was sollen wir tun?“, und daher ist es mir so in den Mittelpunkt gerückt, daß meine Hoffnung war, als ich nach Sannerz kam, unser Handeln und Reden möge aus diesem Geiste heraus geboren werden. Und der Wille, das Wort zu verwirklichen, war da; ja, es scheint mir fast, als könne man es als Wahlspruch über die Arbeit des Neuen Werks schreiben. Darum glaube ich; wenn wir daran festhalten, daß all unser Handeln den leidenden Brüdern helfen soll, wenn wir in jedem Hilfsbedürftigen, er sei arm oder reich, Jesus selber zu erkennen vermögen, dann leben wir in seinem Geist; und wo sein Geist herrscht, da ist er mitten unter uns.

2.

Im August vorigen Jahres wohnte ich einem Familientage bei. Vier Geschwister kamen mit ihren Frauen und Kindern zusammen und sprachen sich zum ersten Mal seit dem Ende des Krieges wieder: neu entstandene junge Paare lernten sich nun erst kennen, und neben vertraulichem Geplauder kam es auch zu ernsteren, tiefer gehenden Gesprächen.

So ähnlich mußte diejenigen das diesjährige Treffen in Schlüchtern anmuten, die das Glück hatten schon voriges Jahr daran teilgenommen zu haben. Ihr alle, die ihr in Sannerz wart, wißt es ja schon, aber

wer es noch nicht erfahren hat, dem möchte ich es heute sagen: wir Schlichterner haben nun eine wirkliche Heimat, wie sie uns Georg Flemmig das vorige Mal abnungsvoll vorausgesagt hat, was damals in vielen unserer Herzen einen sehnächtigen Widerhall erweckte, eine Heimat, nicht nur aus Geist und Seele, nicht nur aus Fleisch und Blut, sondern auch aus Erde und Gras, aus Steinen und Äckern, aus Kinderlachen und Kinderernst. Das ist sehr viel, und es machte auch wirklich beim diesjährigen Treffen sehr viel aus: es ist eine wirkliche Familie geworden aus dem wirren Fragen und Suchen des vorigen Jahres, zusammengewachsen in einem Jahr ernster Arbeit und heißen Ringens, das gelebt wurde im Namen Jesu Christi, des Herrn, der uns damals zusammengeführt hat, und von dem doch noch so viele kaum etwas innerlich erlebt hatten, oder zu glauben wagten. Diesmal war Er nicht der nur schonend erwähnte, von den Wellen der unruhigen Sehnsucht umbrandete Mittelpunkt unseres Suchens, sondern der unbezweifelte Herr der Tagung: in Christi Namen wurden wir empfangen und geleitet, in Christi Namen begann und endete uns jeder Tag, ja jedes Gespräch. Und es war auch dabei, wie Georg Flemmig es uns vorausgesagt hatte: mit dieser selbstverständlichen Voraussetzung war eine ebenso selbstverständliche Einigkeit gegeben. Kein Durcheinander von mannigfaltigen, unausgegorenen Plänen, die nicht zusammenstimmten, sondern reiflich vorher durchdachte Besprechung der Fragen, die uns am meisten bewegen, eine Fülle schlichter, praktischer Vorschläge, die das allseitig empfundene Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit befriedigten. Da wurde mir zum ersten Mal der Sinn einer solchen Tagung klar: es ist und soll auch nichts weiter sein, als eben ein Familientag: ein gemeinsames Sammeln um unsern Mittelpunkt: Sannerz und Schlichtern. Wir von draußen suchen Stärkung und Auffrischung am Herzen der Heimat und der Kernfamilie, und diesen bringen wir unser Leben, unsere Arbeit und die Erfahrungen der Zwischenzeit: das ganze frische Wachstum einer werdenden jungen Familie. Auch wir können ihnen helfen, darum laßt es an Eurem Besuch nicht fehlen, und hoffentlich sehen wir auch in jedem jungen Jahr immer wieder neuwerdende Glieder unseres Kreises; denn

„daß wir uns hier in diesem Tal
 Nach treffen so viel hundert Mal,
 Gott mag es schenken,
 Gott mag es lenken,
 Er hat die Gnad.“

B.-Kler Tagung auf Burg Gleichen.

Etwa neunhundert B.-Kler kamen zu Pfingsten auf der Gleichenburg in Thüringen zusammen.

Von der Tagung läßt sich kein inhaltlicher Bericht schreiben, denn ihr

Wesentliches vollzog sich gerade außerhalb von dem, was vorher als „Programm“ nachher als „Bericht“ sich fassen läßt. Ich könnte erzählen von drei Referaten vom Geiste, vom Erleben und von der Botschaft des Christus, könnte auch ausführlich berichten von der großen, handwurmigen Auseinandersetzung zwischen „Alten“ und „Neuen“ und von dem vielen Wesentlichen und Überflüssigen, was da geredet wurde, — werden mußte, — und wäre damit dem inneren Schwerpunkt schon weit näher, denn, war das Erste Programm, gesetzt von einer Leitung, so wurde die Aussprache, — vielleicht zum ersten Male in der B.-R.-Geschichte, — unmittelbarer Ausdruck eines aus der Jugend Gewachsenen. Aber auch hier blieben wir nur bei der Erscheinung eines inneren Ereignisses, das wir als das Bedeutsame der Tagung zu fassen versuchen müssen.

Gleichen wurde mehr, als es werden sollte: eine Heerschau, ein Gemeinsamkeitserlebnis, es wurde, — zunächst, — ein Scheidungserlebnis. Ich sage mit Bewußtsein, daß das in diesem Augenblicke mehr war, denn es war wie eine Befreiung, daß die durch die jahrelang an der Jugend geübte Unterdrückungs- und Absperrungsmethode ins Unerträgliche gesteigerte Spannung endlich durch klare Aussprache gelöst wurde, daß der Bruch, der durch unsere Zeit und unsere Jugend geht, hier endlich einmal unverkleistert in seiner ganzen Ernsthaftigkeit betont werden konnte, und die Menschen auseinandertraten. Nirgends mag dessen Erkenntnis schwerer sein — und weher tun, als bei der Trennung von Menschen, zu denen Gott auch redet, die auch aus ihm Leben haben, auch den bekennen, der alles neu macht. Nirgends bedarf es mehr des Einander-Vertrauens. Verlangten wir da zu viel?

Uns war durchs Herz die Gewißheit gefahren, daß Gott neu zu seinem Volke reden will, drum trieb es uns unseren Weg. Wir wollten gar nicht mehr die anderen bekämpfen, rangen nur um die Anerkennung unserer Art, denn wir vertrauen, daß sie ohne Fehde und ohne Propaganda doch einst siegen wird, weil sie das Kommende ist. Doch, bald leugnete man unsere Aderheit, bald sah man sie als Unzulänglichkeit und Schlimmeres. Und auf die Frage, die uns auf dem Herzen brannte, wie wir mit unserem ganz neuen Fühlen ohne Hemmungen und Konzessionen doch mit den anderen würde zusammengehen können, wurde uns nicht die rechte Antwort. Waren tatsächlich Unvereinbarkeiten oder nur Mißgeschick die Schuld? Denn wir konnten bei allem immer noch einen gemeinsamen Grundeinflang herausspüren, der uns in vielen Stücken zusammengehen lassen könnte. Doch die letzte der drei Aussprachen endete ungelöst und wir alle spürten einen Riß. Wir konnten kein Lied mehr zusammen singen, stumm gingen wir auseinander. Mußte der Ausklang sein?

So war und blieb die äußere Lage ungeklärt, aber die innere Entscheidung wurde weiter getrieben. Vielleicht verloren wir uns überhaupt viel zu sehr an die Hoffnung eines formulierten praktischen Ergebnisses, wo wir doch viel Wichtigeres wußten:

Das Große nämlich, was die Tagung offenbarte, war, daß überall in allen Gauen Deutschlands und Osterreichs unter der B.-K. Jugend ein Neues wachgeworden war. Nicht von Menschengnaden, nicht propagiert und organisiert war es ganz unmerklich gewachsen und war nun einfach da. Es war unmittelbarstes Erlebnis dieses unaufhaltbaren Werdens, als sich am ersten Abend von überallher Menschen zusammenfanden, die meist nie einander gesehen, kaum von einander gehört hatten, doch alle in derselben Bereitschaft, aneinandergebunden, durch ein Erleben, durch eine Sendung. Das Feuer auf der Höhe wird keiner von uns vergessen, da haben wir zusammen eines erlebt, das stärker war als wir. Ich kann die Stunde nicht beschreiben. Sie war furchtbar schwer und vielleicht, — verzeiht das Wort! — heilig. Kein Mensch wurde uns Führer, es hat auch keiner im Mittelpunkt gestanden, — nur das Feuer in der Mitte . . . ; das allen Gesichtern den un-mensch-lichen Schein gab. Auf uns lastete eine Erwartung. Und dann standen wir, und die Erregung zitterte durch den Ring der Hände um den Brand. Es fielen Worte, wenige, schwer, wie ein Gelöbniß. Ein Zeichen stand über uns, wir konnten es noch nicht deuten. — Nur, daß wir am Ende wußten, daß es uns ganz ernst sein mußte. Für Unheiligkeiten, für Unwahres, für Eitles war von da an nicht mehr Raum. Wir kamen nicht um „Stunk zu machen“, überhaupt nicht um etwas zu „machen“. Es wurde kein Aktionsprogramm entworfen, das wäre uns zu lächerlich erschienen. Wir wußten alle nicht, was am nächsten Tage werden sollte. Nur eines wußten wir; daß wir es wissen würden. Und noch eines merkten wir am nächsten Tage, erstaunend; daß wir zusammengewachsen waren. Und dieses Bewußtsein begleitete uns die ganzen Tage, war stark auch wieder in der Frühe des Pfingstmontags, als wir auf der Höhe das Lied sangen, und fort bis heute.

Und wenn Gleichen sonst nichts gebracht hätte, als daß wir da waren und uns fanden, dann schon wäre es reich gewesen. Aber wir fühlen es jetzt schon und glauben es einmal noch deutlicher greifen zu können, daß die Wellenkreise aus diesen Tagen schon weiterschlagen über die engsten Bezirke hinaus: Gleichen, als der Punkt in der B.-K.-Geschichte, wo ein Zeugnis entsprang, das nicht leer hineinhalte in die B.-K.-Jugend, ein Zeugnis, das Neues zeugen wird, Blüte und Frucht eines Kommenden. Und es wird sich erweisen, daß Gleichen durchaus nicht Abschluß und Erfüllung war, sondern Ausgang und Versprechen eines Anbruchs, — wie alles was wir eben erleben.

Für die Schriftleitung verantwortlich im Auftrage der Neuwerk-Gemeinschaft
Sannerz: Eva Dehlike. — Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

Der Weiße Ritter

steht in mehr als einer Beziehung abseits von den heutigen Erscheinungen der alten wie der jungen Generation. Mit der Tragkraft einer ernstlichen Bewegung sammelt er in steigendem Maße die aufstrebende Jugend, deren Weg von den Trümmern einer brechenden Zeit zu den Tiefen des Mensch- und Volksseins führt, getrieben von der ewigen Urkraft des Lebens, geleitet von hartem Willen, geformt in Selbstzucht. Entstanden ist der Kreis, der den „Spiegel des Rittertums“ in entseelten Zeitläuften trägt, um eine Gruppe aufwachsender Pfadfinderführer herum und heute wendet er sich an alle Gleichstrebenden, in welchen Lagern sie sich auch erhoben haben, als unbündische Führerzeitung der Jugend.

Im 3. Jahrgang 1920/21 sind bisher erschienen:

Zwischenheft, 24 S. mit den Arbeitsgrundlagen.

Weihnachtsheft, 32 S. mit 2 Holzschnitten.

Heimat und Welt, 112 S. Auseinandersetzung mit Spenglers Pessimismus. Übersicht über die Weltpfadfinderbewegung.

St. Georgeheft, 64 S. und 1 Kunstbeilage. Das Heft der „Form“. Das Leben einer Jugendgemeinschaft, die einen Kernblock des neuen deutschen Volkes bilden wird.

Probehefte vom Verlag Der Weiße Ritter Regensburg. / Bezug durch jede Buchhandlung oder nach Einzahlung eines Vorschußbetrages von Mk. 10.— auf Postcheckkonto Nürnberg 14725 des Verlages Der Weiße Ritter Regensburg.

Das 2. Volksfest der Volkshochschule Kemscheid

findet am 25. und 26. Juni 1921 statt. Daran schließt sich bis zum 1. Juli eine Volkshochschulwoche. Genaueres ist zu erfahren durch die Geschäftsstelle der Volkshochschule Kemscheid, Rathaus, Zimmer 31.

Käthe Thiele und Ernst Georgi
grüßen als Verlobte.

Die Neuerscheinungen des Furche-Verlages

Fünfzehnte Anzeige

Der deutsche Pietismus

Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert

Eingeleitet und herausgegeben

Von Dr. Werner Mahrholz

In Steifumschlag 32 Mark / In Halbleinen 40 Mark

Die letzte religiöse Volksbewegung, die Europa und Deutschland erlebt haben, war der Pietismus. Den ewigen Wert, die künstlerische Bedeutsamkeit und den geschichtlichen Umfang und Ablauf des deutschen Pietismus in das Bewußtsein unserer Zeit zu bringen, die in Vielem ähnlich gestimmt ist und sich vor ähnlichen Aufgaben sieht wie das Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege, ist die Absicht dieser von Werner Mahrholz herausgegebenen umfassenden Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen der frühen Frommen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag selbst.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Die 30. Allgemeine deutsche christliche Studentenkonferenz

findet auch in diesem Jahre wieder in vier Teilkonferenzen vom 4.—8. August statt, da die Verteuerung des Verkehrs und die Schwierigkeiten der Verpflegung noch immer eine allgemeine Konferenz unmöglich machen. Als Konferenzorte sind gewählt: Dillenburg, Niesky, Pappenheim bei Treuchtlingen und Saarow/Mark. Als Hauptredner haben für Dillenburg zugesagt: Prof. D. Girgensohn-Greifswald, Prof. Haberl-Wien, Pastor Jack-Wernigerode, Pastor Johannsen-Bethel, Pastor Paul L. Seur-Berlin, Pastor Praetorius-Barmen und Pastor Schrenk-Bethel; für Niesky: Prof. D. Heim-Tübingen, Graf Pohlen-Wernigerode, Architekt Schönhagen-Dresden, Sekretär Franz Spemann-Dresden; für Pappenheim: Dr. Arnold-Schlüchtern, Prof. D. Althaus-Rostock, Prof. D. Gruner-Bern; für Saarow: Prof. D. Ihmels-Leipzig, Prediger Kröcker-Wernigerode, Pastor Michaelis-Bethel, Dr. Schlarb-Gießen und Pastor Thieme-Berlin.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Else von Hollander, Sannerz bei Schlüchtern.
Druck von G. Steinfeld Söhne Schlüchtern.

Das neue Werk



15. 6.

3

3. Jahrg

1921.

